

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** - (1801)

**Artikel:** Zum freundlichen Willkomm auf das Jahr 1801  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-655666>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zum freundlichen Willkommen auf das Jahr 1801.

Ihr Menschen alle meine Brüder  
Willkommen mir im neuen Jahr!  
Wir sehn uns unerwartet wieder  
Vereint an der Zeit Altar.  
Ich opfre hier, euch stille Freuden  
Von ihren Händen zu ersehn,  
Und dann mit euch auf gute Weiden,  
Wo nicht der Schierling wächst, zu gehn,  
Und Balsamblüthen euch zu schwähn.  
Ihr möget nun am Steuer sitzen,  
Beym Hammer, ob der Garbe schwitzen,  
Vor'm Volke betzen; möget nun  
Auf Eidern oder Haimen ruhn;

Mögt Blick und Wunsch zur Sonne lehren  
Wo steigt, wo sinkt ihr Flammenschild;  
Ihr mögt die Gottheit ohne Bild,  
Ihr möget sie im Bild verehren:  
Euch grüßt mein Herz! Hier meine Hand!  
Uns alle biegt ein Vaterland!  
Euch grüßt mein Herz, ihr seid mir Brüder!  
Und sind' ich in des Bruders Brust  
Ein Flämmchen Licht, ein Fünkchen Lust;  
Und trockn' ich gar durch meine Lieder  
Ein Thränchen ab, und helle wieder  
Der Wehmuth bang umwölten Sinn;  
So sey's mein kostlichster Gewinn!

### Die sonderbare Verwechslung.

Nach seiner Heimath zurück wanderte an einem heißen Sommertage Hans mit seinem jungen Pferde, welches ihm seine Schäze nach der Stadt getragen, die er auch um einen guten Preis verkauft hatte. Mit schwerem Geldbeutel und noch schwererem Kopfe ritte er auf einer schatzigen Wiese seinem Dörlein zu; der Ort wo er durch ritte war aber zu schön und angenehm, um unsern Hans nicht zu einem Schlägen einzuladen, welchem er sich auch, seinen Begleiter an einen Zaun gebunden, ruhig überließ. Glücklich oder unglücklicher Weise ritt nun ein Ac. Bürger die Straße vorüber, und merkte nun wohl den Unterschied zwischen einem wohlgemästeten jungen Pferd, und dem eines geizigen Philisters. Das Verlangen es

zu besitzen und die Art, dieses zu bewerkstelligen, waren gleich schnell bey ihm. Mutig aber mit leisen Schritten näherte er sich dem Ziel seines Wunsches, befreyste das Pferd vom Arrest, und that sein, sich nach Ruhe sehndes Thier an dessen Stelle. Kaum mochte er eine Viertelstunde entfernt seyn, als unser Schläfer durch ein Ohngefähr ermuntert wurde, und nun da es fast dunkel worden war, für gut fand seinen Weg weiter fortzusetzen. Noch konnte er sich des Schlafs nicht enthalten als er schon auf dem ihm unbekannten neuen Träger saß, ließ ihn also nach seinem eigenen Belieben gehen, wohin er wollte, und pflegte rettend seiner Ruhe. Nachdem er nun auf diese Art eine Stunde geritten seyn möchte, welche ihn aus seinem todten Schlaf, ein plötzliches Verdam und auf einmal waren alle Lebewesen

geister

geister wieder in ihm rege; aber wie gross war seine Bestürzung als er sich anstatt in seinem Dorfe, vor dem Thore der Stadt befand, die er denselben Nachmittag verlassen hatte, und das seinem Stall so ergebene Thier, welches ihn wider Willen dahin gebracht, auch noch seinem Herrn frey zurück geben musste.

### Der Meer-Otter. Eine Fabel.

Ein Meer-Otter gieng an den Ufern von Kamtschaka auf und nieder, als ihn ein heis-hungriger Wolf angriß, und hinterruß ansiel. Ich bin Fisch! schrie der Otter angstlich, und fürzte sich in das Wasser, mußte aber seinen Schwanz in dem Nachen des Wolfes zurück lassen. Seine Schmerzen waren noch nicht gestillt, als er einen Seelöwen gerade auf sich zuschwimmen sah. Herr! Ich bin Fleisch! rufte er seinem Feinde entgegen. Aber der war taub, und biß ihm den Kopf ab. — Es ist von allen Seiten her eine mühsame und gefährliche Politik gewesen, es zugleich mit zwei widrigen Parthenen zu halten, und die meisten haben Kopf und Schwanz darüber verloren.

### Politische Berechnungen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß auf unserer Erde ungefähr 1000 Millionen Menschen leben, die im Durchschnitte alle 33 Jahre einmal aussterben; folglich sterben

alle Jahre .	30 Mill. Menschen.
— Tage .	82000 Menschen.
— Stunden	3400 —
— Minuten	60 —
— Sekunden	1 —

Die Anzahl der Sterbenden verhält sich zu denen die geboren werden, wie 10 zu 12, das heißt, wenn 10 sterben, werden 12 geboren; nach diesem Verhältniß werden geboren

alle Jahre	36 Mill. Menschen.
— Tage	98400 Menschen.
— Stunden	4080 —
— Minuten	72 —
— Sekunden	6 —

Wenn seit der Erschaffung der Welt kein Mensch gestorben wäre, so lebten jetzt ungefähr 473000 Millionen Menschen. Von 1000

lebenden Personen kann man also im Jahr 28 rechnen, die davon aus sterben.

Von 1000 Begräbnien,

sterben 249 im Winter.

— 289 im Frühling.

— 227 im Sommer, und

— 235 im Herbst.

Wenn in einem Ort 1000 Menschen wohnen, so kann man auf 175 Ehen in selbigem rechnen, und im Durchschnitt in jeder Ehe 4 Kinder vermuten; in grossen Städten hingegen rechner man auf 10 Ehen nur 35 Kinder. Wenn in einem Orte 100 Weiber gezählt werden, so wird man 300 Mädchen finden; und wenn 300 verheirathete Männer in einer Stadt leben, so sind sicher 500 Junggesellen darinnen.

### Natürliche Zauberey.

Um auf einem Gestelle, das mitten auf dem Tische steht, ein Geist erscheinen zu lassen, muß man eine ganz gemeine Zauberlaterne, aber von den kleinsten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und solche in einen Kasten stellen, der so gross ist, daß er noch außerdem einen schief liegenden Spiegel enthalten könne, welcher beweglich sein muß, damit man den Lichtstrahl, den die Laterne von sich wirkt, vermittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Öffnung, die oben an diesem Kasten gemacht worden, herausgebracht werde. Die Öffnung muß mit einem dünnen Brett oder einer Fallthüre bedekt seyn, die vermittelst zweier Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, die Öffnung, die in den Deckel gemacht worden, nicht schen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über dem Kamini der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne, und man muß auch ein kleines längliches Kohlenbecken an eben diesen Ort stellen, das nur so gross ist, um einige kleine Kohlen hineinlegen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, das nach Belieben hinauf und herabsetzen kann, und welches aus dieser Ursach vertikal gesetzt seyn muß. Dieses Glas muß durch eine kleine Schnur gehalten werden, die über eine

eine Rolle auf der Seite des Kastens hinausgeht, damit man dieses Glas durch sein eigenes Gewicht leichtlich hinablassen oder hinaufziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines jeden Begriff davon, mahlen, doch das dieses Bild verkürzt gemahlt werde, weil die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheinen muss, als sie wirklich auf dem Glase ist. Zur Bildung eines recht dicken Rauchs kann man Kalberhaxe, oder den Abgang von Wolle oder auch Pech auf Kohlen gestreut brauchen. Jene Erscheinung wird Verwunderung hervorbringen, weil die Zuschauer die Ursache davon nicht sehen, und also nicht wissen, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespenstes zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervorkommen scheint, und nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, das auch eben so wieder verschwinden wird, sobald man nur die Schnur anzündet. Wenn man die Lampe in dieser Vaterne anzündet, und den Spiegel gehörig gestellt hat, so trägt man dieses Gestelle herbei, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnt, das sie nicht erschrecken sollen. Man bringt darauf das Kohlebecken an seinen Ort, streuet ein wenig gepulvertes Rauchwerk darauf, hebt alkobald die Fallthüre auf, und lässt die Schnur sachte herabgehen. Wenn man merkt, dass der Rauch beynahe aufhören will, so ziehet man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthüre wieder. Will man diese Belustigung machen, so müssen alle Lichter, die im Zimmer sind, ausgedöscht und das Gestell auf einen hohen Tisch gesetzt werden, damit das Auge der Zuschauer die Definition nicht sehen könne, durch welche der Lichtstrahl fällt. Auch im Grossen kann man diese Belustigung machen, so dass das Gespenst in einer menschlichen Größe erscheint.

### Neber die Einbildungskraft.

Während meines Aufenthalts in G. schliefe ich in einem sehr geräumigen und hellen Zimmer. Ich erwachte einst um Mitternacht, als der Mond das ganze Zimmer erleuchtet hatte. Indem ich nun, ohne mich zu rühren, mit wei-

nen Blicken umherseh, entdeckte ich meinem Bette gegenüber ein Frauenzimmer welches ganz ruhig am Fenster stand. Will ich genau wusste, dass ich in in Zimmer verschlossen hatte, so blieb mirs unerklärbar, wo jenes Frauenzimmer herkommen sollte. Ich betrachtete es indes genauer, aber je länger ich es ansah, um desto lebhafter wurde ich von seiner Gegenwart überz. Ich erkannte seinen ganzen Anzug, nur das Gesicht, welches von mir ab nach den Fenstern gewandt war, konnte ich nicht erkennen. Um mich nicht länger darüber zu beunruhigen, entschloss ich mich aufzustehen, aber wie gross war mein Erstaunen, als ich aus dem Bette trat, und jene Gestalt nichts weiter als die herunterhängende weisse Gardine meines Fensters war, worauf der Mond lebhaft seine Strahlen warf.

Solcher und ähnlicher Erscheinungen, die mit Hülfe eines äussern Gegenstandes die Einbildungskraft erzeugt, giebt es eine grosse Menge; nur ist nicht immer ihre Entwicklung so leicht, als in eben dem Falle.

### Kloster in der Schweiz.

Man zählt jetzt in der Schweiz noch 115 Klöster, davon sind 60 Mönchs. und 55 Nonnenklöster. Überhaupt sind 775 Mönche, 1093 Nonnen, 1868 Brüder- und Klosterschwestern, und 694 Dienstboten. In allem 4430 Klosterleute. Es fehlt also, wie man sieht, nicht an frommen Leuten in der Schweiz, die für uns beten, während andere im Schweiz ihres Angesichts für sie arbeiten.

### Hannchen.

Die blanke Sichel in der Hand  
Ging Hannchen nach dem Wald,  
Und möhte wo sie Blumen fand:  
Doch bald ermüdet, bald  
Vergaß die kleine Schäferin  
Dass sie im Walde war,  
Und legte sich in Rasen hin,  
Und schloss ihr Augenpaar.  
\*

Und sieh! da kommen durch den Wald  
Drey Reiter wohlgerath.

Der elne, zwanzig Sommer alt,  
Mit feuchtem, kalten Bint,  
Griff Hanchen schuchtern an das Kinn,  
Und wisch dann leis' und lach.  
Erwach', erwache, Schilderin,  
Dort lauscht er noch im Busch!

Der zweyte, \* der ein Schwabe war,  
Und ohne Sitt' und Zwang,  
Faßt sie beym blonden, seidnen Haar  
Und küßt sie laut und lang.  
Der dritte, der auf seinem Ross,  
Erst gestern von Paris  
Zurückgekommen, wo er Schloss,  
Ruh' und Gesundheit ließ —

Ja! was der dritte Rittersmann,  
Mit feurigem Gesicht,  
Der schönen Schäferin gehabt,  
Verhöhlet mein Gedicht,  
Denn lehre ich's euch im Dichterschwung?  
Ihr würdet alle gehn —  
Weib, Witwe, Mädchen, alt und jung  
Im Walde Gras zu mähn.

### Eine Geschichte von dem wilden Jäger und dem wütenden Heer.

Ein Reisender kam zu seinem guten Freunde, der ein Landgut besaß, welches an einem Buchenwald liegt. Des Abends sprachen sie von dem wilden Jäger und dem wütenden Heer das ihn begleitete. Der Gutsbesitzer sagte: Ich weiß doch wirklich noch nicht, was ich von der Sache denken soll. Ich bin gar nicht abergläubisch, aber was ich ohne Furcht selbst gesehen und gehört habe, lasse ich mir nicht ausreden. Wenn es, wie jetzt, bald gegen das Frühjahr geht, so hört man des Nachts, wenn es recht finster ist, um Mitternacht über dem Walde ein entsetzliches Geschrei und furchterliche Stimmen durch einander, hu! hu! die nicht an einem Orte bleiben, sondern sich weiter ziehen. Man sieht auch viele Flammen und sogar allerley furchterliche Figuren in der Luft herum ziehen. Das währet fast bis gegen Morgen, und das hab' ich alles mehr als einmal mit meinen Augen gesehen. Der Reisende, der ein großer Naturforscher war, wurde

sehr aufmerksam, und bat seinen Freund, ihm morgen Abend zu erlauben, hinaus zu reiten, und den Spektakel mit anzusehen. Ganzfern, antwortete dieser, und wir wollen erst heute Nachmittag hinaus reiten, um uns einen beguenen Ort zum Anstande aussuchen. Sie wählten einen ziemlich hohen Berg, dichte vor dem grossen Walde; hatten sich aber mit ein paar tüchtigen Flinten versehen. Als es finster wurde, hörten sie schon von weitem im Walde einzelne Stimmen: Uhu! Uhu! Nicht lange darauf mehrere. Und nun sahen sie auch über dem Walde grossen schwarze Figuren in der Luft ziehen, die Flammen von sich strahlten. Hierauf gieng der Verm, das Geschrei und das Wüthen erst recht an, wie eine Jagd, da immer gerufen wird: hu! hu! hu! hu! Der Zug kam näher und die Pferde wurden scheu. Sie ließen sie hinter den Berg führen. Der Gutsbesitzer wollte wegrufen. Ich bitte Sie gar zu sehr, sagte sein Freund, bleiben Sie hier, ganz still; und nahm seine Flinte: Als der Zug über den Berg kam, schoss er drunter, und es fielen ein paar Figuren herunter, die entsetzliche Flammen von sich strahlten. Der Reisende gieng näher, wo sie lagen, und da sie auf der Erde herumzuckten, schoss er sie noch einmal mit der andern Flinte. Da hörten die Flammen auf. Was war es wohl? Es waren grosse Vögel. Sie nahmen sie mit sich, und als es Tag wurde, erkannte sie der Naturforscher gleich für die grösste Art von Nachteulen, (Kauz) die man Uhus oder Schutzwiehe nennt. Ihre Augen sind wie kleine Teller, die im Flammenschein gewaltig leuchten; ihre Stimmen Uhu, Uhu! Das war nun das Auften des wilden Jägers.

### Die gute Antwort.

Ein Kaufmann, der mit der Geistlichkeit immer seinen Spott trieb, sagte einsmal zu einem Dorfsfarrer: Das ist wahr, die Geistlichkeit hat doch von sich nicht viel getaugt, denn selbst unter den Aposteln findet man einen ungläubigen Thomas, einen vermeindlichen Petrus, und den argen Verräther Judas. Sie haben ganz recht, mein Herr, antwortete der Geistliche; aber müssen Sie nicht gestehen, daß

Das vorher gewiß ein guter Mann war, und nur erst da, als er sich mit dem Verhandeln besaßte, zum Schelm wurde?

### Das gute Gedächtnis.

Ein Student gien von der Universität nach dem er seine Studien beendigt, in seine Vaterstadt zurück. Nach langen Jahren sah er sich einstmals von einem seiner ehemaligen Freunden anzenhm überrascht, sie freuten sich ihres Glücklichen Wiedersehens, und erzählten Wechselsweise, wie es ihnen gegangen war; bei dieser Unterredung erinnerte der Gast, seinen Freund schnell unterbrechend, an die ihm vor 13 Jahren auf der Akademie geliehenen 2 Gulden. Der nun in Amt und Würden Stehende, gieng ohz ein Wort zu sagen in seinen Bücherkram, nahm ein altes Stanbüches von Wärmern heimgesuchtes Buch heraus, überreichte es seinem Freund und sagte: hier haben Sie das, ich erhielt es in meiner Jugend, als Prämie für mein gutes Gedächtnis, jetzt sche ich mich übertröffen und überreiche es deshalb Ihnen.

### Edle Handlung eines Priesters.

Ein Priester aus dem Franziskanerorden, zeichnete sich durch folgende schone Handlung vor vielen seiner Mitbrüder auf eine gute Art aus: Er gieng im vorligen Winter von seiner Pfarre B. im Kanton L. nach einem benachbarten Orte um die Messe zu lesen. Als er nach seiner Wohnung zurücktrat, begegnete ihm bey einem kleinen Holzweg ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte, und kaum so viel Lumpen am Leibe hatte, daß er die Scham damit bedecken konnte. Der Priester, von dem Elend des jungen Menschen gerührt, langte seinen Beutel heraus, gab ihm die 4 Bazen die darin waren, stand eine Weile still und sagte endlich: Junger Freund, diese 4 Bazen werden ihm einen schlechten Schirm gegen die Kälte geben; komm er etwas tiefer in das Gehölz, hier sind wir vor den Augen der Menschen verborgen, da warf er seine Lumpen vor sich: ich bin winterlich angezogen, alles was ich zwies. Ach am Leibe habe will ich redlich mit ihm

theilen. Beide zogen sich aus. Der Priester hatte zwey Hemder, zwey Westen, zwey Paar Strümpfe, und über dem Priesterkragen ein seidenes Halstuch. Von allen diesen Stücken gab er dem Armen das ersiere, folglich das bessere, wickelte sich in seinen Überrock ein, und gieng davon, ohne daß er den Menschen gefragt hätte, wer, oder woher er sei? Dieser arme Mensch war ein Edler; weinte vor Freuden, und segnete tausendmal seinen Wohlthäter.

### Der brave Mann.

Ein noch lebender angesehener Kaufmann reiste vor mehr 20 Jahren als Handlungsdienner mit einem Gläsergesellen. Dieser borgte ihm 13 Bazen auf ihrer Wanderschaft, und erwies ihm dadurch einen sehr großen Dienst, weil er sonst in mancher Herberge hätte huntern müssen. Sie trennten sich, und der Kaufmannsdienner versprach dem außerordentlichen Reisegesährten eine baldige Bezahlung. Viele Jahre verflossen, da beide nichts von einander hörten. Der Kaufmannsdienner fieng eine Handlung an, und kaufte sich ein Haus in einer angesehenen Stadt. In diesem Hause ließ er manches ausbessern, auch neue Fenster dazulegen. Bei dieser Gelegenheit entdeckt er seinen ehemaligen Reisegesährten, der nun Gläsermeister in eben derselben Stadt war, und erinnerte sich der von ihm empfangenen 18 Bz. Nach vollendetem Arbeit bezahlte er ihm erschlich die Summe, die er fordert, und nachher noch 100 Thaler darüber. Der Mann gerath in Erstaunen, und will sie nicht annehmen.

Kaufmann. Verwunderst Euch nicht, lieber Meister, daß ich Euch dies Geld gebe. Ich bin Euer grosser Schuldner.

Gläsermeister. Sie mein Schuldner? Sie haben mir ja meine Rechnung bis auf den letzten Kreuzer bezahlt.

Kaufm. Ja ich bin Euer Schuldner, und werde es ewig bleiben. — Entschuet Ihr Euch nicht eines Kaufmannsdieners, der die Reise von C. nach D. mit Euch möchte, und dem Ihr 18 Bazen borgtet. Ach diese wenigen Bazen waren für mich eine überaus grosse Wohlthat. Hättet Ihr mir dieselben nicht gestieben, so hätte

Hätte ich meine Reise nach D. nicht forsehen können, die der erste Grund zu meinem gegenwärtigen Glücke geworden ist. Darum nehmen Met Ihr diese 100 Thaler zum Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich habe, sobald ich Euch entdeckte, mich genau nach Euren Umständen erkundigt. Ich habe erfahren, daß Ihr ein leidiger Mann seyd, aber eine zahlreiche Familie habt, zu deren Fortkommen Ihr Unterstützung braucht. Jetzt nehmet dies — nachher diene ich Euch weiter. — Mit Thränen des Dankes und der Freude ging nun der Glaser heim.

### Kaltblütige Tapferkeit eines fränkischen Offiziers.

In der Schlacht bey Marengo nahm eine Kugel einem fränkischen Offizier von der Artillerie zu Pferd, ein Bein weg. Er hob sich ein wenig auf, um das Losbrennen seiner Batterie anzusehen. Als ihn seine Kanoniere wegtragen wollten, weigerte er sich, und sagte: Bedienet Eure Batterie, und achtes darauf, ein wenig tiefer zu richten!

### Industrie der Glarner.

Ein Glarner vernahm erst, daß eine gewisse Art spanischer Schoßhündchen in Petersburg sehr beliebt sey, und hoch bezahlt werde. Sogleich war eine Handlung, Spekulation entworfen und ausgeführt. Er nahm einen Bunttel mit Glarner-Artikeln auf den Rücken, und wandelte damit geradenwegs nach Spanien, indem er sich auf der Reise mit Handeln durchbrachte. Dort kaufte er eine Ladung von Hündchen ein, und rückte sie aus Spanien nach Petersburg, setzte sie glücklich ab, nahm seinen Wanderstab wieder mit russischen Waaren beladen zur Hand, und marschierte aus Petersburg mir nichts dir nichts ins Glarnerland heim.

### Wohlgegründete Vermächtnisse.

Ein alter Lord in England machte sein Testament, worinn er, nebst reichlichen Legaten für die Armut und andere dergleichen Ehren-

ausgaben (wie es zu nennen pfake) auch seine gesamte Dienerschaft sehr großmuthig bedacht, bey jedem aber Grund und Ursache des Vermächtnisses sorgfältig angegeben hatte.

„Ich vermache (sagt er,) meinem Bedienten James jährlich auf Zeit seines Lebens, 100 Thaler, weil der gute Narr bey zunehmenden Jahren schwerlich einen andern Herrn kriegen wird, der meine Geduld hat.“

„Ich vermache meinem hübschen Kammermädchen, der ehr- und tugendreichen Jungfer Fanny Williams 100 Louisdors zu ihrer künftigen Ausstattung, weil sie diese Summe schlechterdings bei mir nicht verdienten wollte.“

„Ich legire meinem Kammerdiener George Jenkins, jährlich 200 Thaler, wie auch zum Andenken seiner Pünktlichkeit meine gewöhnliche Taschenuhr, und metzen wohlbekannten Stock mit dem goldenen Knopf.“

„Ferner legire ich meinem Sekretär Wollaston eine volle Monatsgage, desgleichen ein Band Federn, ein Fläschchen mit Lavendelgeist, eine Grammatik, und eine Schnupftabakdose nach der neusten Mode; in der gewissen Hoffnung, daß ein Mann von seiner Weisheit, Talente und Kenntnissen, mit dieser Ausstattung überall fortkommt.“

„So vermache ich auch meinem Haushofmeister Benfield — nichts; weil derselbe schon seit 20 Jahren in meinen Diensten steht.“

Ebenderselbe erzog einen jungen verwaideten Verwandten, dessen schlechte Lebensart ihm manchen Verdruss machte. Ohngeachtet er ihn an nichts Mangel leiden ließ, so verschwand doch manches vom herrschaftlichen Silberwerke, und der Thäter war gar nicht schwer zu errathen. Der Lord schien es weder merken noch ahnen zu wollen, aber in seinem Testamente stand die empfindliche Clause: „Meinem Vetter Heinrich vermache ich 19 Stück silberne Löffel; er weiß wohl warum ich ihm die übrigen s nicht vermachen kann.“

### Diebstahl, Beicht und Absolution zugleich.

Ein Beutelschneider kam zu einem Vater in den Beichtstuhl, der ziemlich klein und dunkel war. Als sich nun beyde zur bevorstehenden Hand-

Handlung gehörig eingerichtet hatten, ermahnte denn der Vater das sündhaftie Beichtkind, ihm ohne Vorbehalt alles zu beichten, was er auf dem Herzen hätte.

Dieb (im Begriff dem Vater die Uhr aus der Tasche zu stehlen). Ich stehle, Ew. Hochwürden.

Pater. So mußt ihr nicht sagen; es heißt: ich habe gestohlen.

Dieb (der sich nun in den Besitz der Uhr gesetzt hat). Ich habe gestohlen.

Pater. Eh mein Freund, da habt ihr sehr gesündigt. Was habt ihr denn gestohlen?

Dieb. Eine Uhr.

Pater. So mußt ihr sie dem wiedergeben, dem ihr sie gestohlen habt, um euer Verbrechen wieder gut zu machen.

Dieb. So will ich sie Euch geben, hochwürdiger Pater.

Pater. Ich will sie nicht haben: Ihr müßt sie ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zustellen.

Dieb. Der mag sie nicht wieder haben.

Pater. Nun wenn das ist, so könnt ihr sie für diesmal behalten; aber hütet euch ja, daß ihr nie wieder in eine solche Sünde verfallt.

Noch einigen strengen Ermahnungen ertheilte ihm der Vater die Absolution. Kaum war der Gaudieb zur Kirche hinaus, so wollte der Vater nachsehen, wie viel Uhr es sei, und da merkte er nun, auch ohne Uhr, wie viel es geschlagen hatte.

### Auf einen verlämpterischen Schmarotzer.

Er schmaust sich durch die Welt, trägt allenthalben Kosten,  
Und öffnet so den Mund nur stets auf Andrex Kosten.

### Alte Chelente.

In der Abtheilung Doubs in Frankreich, hat unlängst ein 96 jähriger Wittwer von 4 Weibern, eine 91 jährige Witwe von zwei Männern geheyrathet. Beide haben schon eine zahlreiche Nachkommenschaft aus ihren ersten Ehen.

### Die Vergleichung.

Eine wirkige Pariserin sagte in einer Gesellschaft: „So gewiß ein Unterschied zwischen Porzellan, grobem Zinn und Töpferware ist, so gewiß ist es auch, daß es einen Unterschied unter den Menschen giebt. Wir haben zwar keinen Adel mehr, — fuhr sie fort, doch aber bleiben wir das Porzellan, der Bürger das grobe Zinn, und der Dienstbothe die Töpferware.“ Der Bediente hatte diesen gelehrten Discours mit angehört.

Die Dame kam nach Hause, und wollte ihr Kind sehen. „Rufet mir die Amme mit dem Kinde herunter, sagte sie zu dem Bedienten.“ Der Bediente gieng bis an die Treppe, und schrie aus vollem Halse: Altes Nachtgeschirr, bringe das kleine Stück Porzellan herunter!

### Die lästige Betrügerin.

Eine Lüdstreicherin kam nach L. einem Dorf im Kanton B., und sah auf einem Bauernhofe ein schwarzes Huhn mit einem weissen Ring um den Hals, und einem weissen Kreuz auf dem Rücken. Auf einmal schien sie vor Erstaunen ganz außer sich gesetzt zu seyn, und schrie den Bauer an: „Ach lieber Alter, lieber Alter! verkauft mir das Huhn, oder wenigstens ein En davon! Ich geb euch einen Thaler für das En! Ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Fund geträchtet.

Einer Thaler für ein En! dacht er, was man wohl dahinter stecken! und so hatte die Sprichwörter den Mann im Sacke. Sie ließ sich lange schmeichelnd bitten, ehe sie das Geheimniß auskramte, daß neben einem solchen En aus jedem ungelegten Thaler, 100 Thaler ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das, und bereitete seine Nachbarn, daß sie alle Thaler im Dorfe, deren so waren, zusammen brachten. „Nun schlägt mir noch an einem Menschen, der 9 Tage sitzen und brüten will,“ sagte das Weib. Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in einer Kammer zurecht gemacht, die 60 Thaler darauf gelegt, und mit Stroh bedeckt, und das En mußte der Brütende, den man ganz in Wäten eingehüllte, unter die Achsel nehmen. So

sag.

säss er drey Tage, ließ sich auf Regiments-  
Akosten wohl schmecken, und brütete, was er  
wüßte und könnte. Die ganze Gemeinde war  
begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden,  
wie die Küchlein, piken und herans kommen  
würden.

Aber am dritten Tage sprach die Tausend-  
künstlerin, es fehlten ihr noch allerhand ge-  
wehru Sachen zu dem Kunststück, die sie bey  
ihrem Vetter, einem Kapuziner, holen müßte:  
ehe drey Tage vergangen, wollte sie wieder  
kommen. Die Leute setzten sich zwar dagegen,  
weil ihnen bange wurde, der Brüthahn möchte  
in ihrer Abwesenheit einen Budel machen; sie  
ließen sich aber doch von ihr überlisten, und  
sie stieg ihres Weges, nachdem sie vorher das  
Nest noch einmal in Ordnung gebracht hatte.  
Als sie nun über den dritten Tag ausblieb,  
durchsuchte man das Nest, und fand statt der  
60 Gulden lauter eckige Scherben unterirat,  
auf denen es sich eben nicht sanft gesessen haben  
möchte.

Diese Geschichte lehrt, daß der klüge Be-  
trüger gefährlicher als der dumme sey. Das  
Weib wird vor Freuden über ihren gelungenen  
Streich vergleichen machen, bis sie an den  
Galgen kommt.

### Bettler in der Schweiz.

Die Anzahl der Bettelarmen in der helve-  
tischen Republik beläuft sich nach einer ziem-  
lich genauen Berechnung auf 15000 Seelen.

### Schöne Beute.

Bey der Eroberung von Seringapatnam in  
Ostindien durch die Engländer, erhielt der  
Engl. Obergeneral 120,000 Louisd'ors; der  
2te 14,800, jeder General 10,800, jeder Ober-  
st 4000, Obristlieutenant 3000, Majors  
1740, Hauptleute 860, Sulballiers 430, Un-  
teroffiziers und Soldaten 80 Louisd'ors jeder.

### Starke Bergbrand.

In dem Hammelsberg bey Goslar, einem  
Bergwerk das brennbare Schieferorten ent-  
hält, ist den 13. März 1800 eine unerstüttliche

Gallerie durch die Unvorsichtigkeit eines Berg-  
manns in Brand gerathen, welcher über einen  
Monat dauerte, und nicht anders als durch  
Erstickung des Feuers gedämpft werden konn-  
te. Über 118 Lachter tief sind alle Gänge aus-  
gebrannt, und diese schöne Kupfermine ist da-  
durch zu Grunde gerichtet worden.

### Der Puz, oder die getäuschte Erwartung.

Eine Dame, die durch ihren dünnen Na-  
zung ziemlich bekannt wurde, bekam unlangst  
ein Paket-in, mit der Adresse: Kleidung für  
Jungfer R. als käme es von ihrer Puzmache-  
rin, da eben viele Gesellschaft bei ihr ware.  
Erfreut, den neuen Puz sogleich der Bewun-  
derung Preis geben zu können, eröffnete sie es  
geschwind, und fand ein — Faijenblatt darin.

### Wohlfeile Malerey.

Mein Nachbar beklagte sich neulich, daß  
das Öl und der Leim sehr theuer wären, und  
daß er doch das Innere seines Hauses, das er  
außerbora wollte, ausmalen lassen müßte. Ich  
ließ ihn ruhig seinen theuren Anschlag machen.  
Vierzehn Tage vorher hatte ich einen Versuch  
angestellt, eine nicht so kostbare und doch dauer-  
hafte Mischung zu machen; ich führte ihn in  
eine Kammer, wo ich meinen Versuch gemacht  
hatte, ich zeigte ihm meine Malerey, und er  
hielt es für keine Oelmalerey, ich kenne auch  
keine Mischung die dauerhafter wäre. Als  
ich ihm sagte, daß die ganze Malerey so wohl-  
feil wäre, erstaunte er. Hier ist das Recept:

Gyps 8 Loth.

Spanische Kreide 12 —

Goldschen Kalch 20

Weisse vom Ey von 2 Etern.

Abgenommene Milch, 1 Halbmass.

Man siebet den Gyps durch ein feines Sieb.  
Man theilt die Vermischung in 2 Theile, und  
thut hiezu eine Viertelmaß Milch. Die eine  
Hälfte, die etwas dünne seyn muß, dient  
zum Grunde, die zweyte Hälfte, die etwas  
dicker seyn muß, dient zur zweyten Über-  
streichung. Man kann pulverisire Kohlen hin-  
zutun, wenn man graues haben will, und Aloe  
wenn

wenn die Malerien gelb seyn soll. Ich glaube nicht, daß mit Milch zu malen etwas neues ist, aber zu dieser Art von Mischung ist sie wahrscheinlich noch nicht gebracht worden. Mit einem hölzernen Spatel läßt sich diese Mischung nicht gut umrühren, daher habe ich ein starkes Stück Glas nehmen müssen. Ich habe versucht, auch damit eine Thür, die der Lust angesezt ist, zu malen; ich mußte z. Loth Enzöhl hinzufügen, welches sich gleich mit dem Kalk vermischt, und habe damit überstrichen, welches einem mit Öl gemalten Gemälde gleich kommt. Es ist schon 6 Wochen her, daß es damit angestrichen ist, und hat keine Veränderung erlitten. Wenn man abgenommene Milch nimmt, braucht man kein Öl. Da die Materialien so theuer sind, so halte ich es für nützlich, dieses Verfahren bekannt zu machen.

### Früchte des Abergläubens.

Im verwichenen Jenner, da die Kälte so stark war, hörte ein Bauer, der spät nach Hause gieng, ungefähr zweihundert Schritte vom Weg, etwas jämmerlich am Hülse schreyen. Aber der Bauer betete, und blieb genau auf seinem Wege, weil er von seinen abergläubischen Eltern oft gehört hatte, daß solche rufende Stimmen nichts anders als Gespenster wären, die einen gerne verführen möchten. Aber Tags darauf fand man an diesem Orte einen Mann, der in der Nacht verirret, und erfroren war. O wie würden die 5 hinterlassenen Kinder und die arme Witwe dem Bauer gedankt haben, wenn er nicht so abergläubisch gewesen wäre, und ihren lieben Ernährer beym Leben erhalten hätte. In einem andern Dorfe ward ein Mann plötzlich vom Schlag gerührt. Verständige Leute rieten, man solle geschwind den Doktor kommen lassen, damit dem Kranken ohne Verzug eine Ader geöffnet würde, welches in diesem Fall ein treffliches Mittel wäre. Weil der Doktor eine gute Stunde vom Dorfe wohnte, und es schon dunkel war, so schickte man den Knecht, einen abergläubischen, furchtsamen Menschen. Da er schon nahe beym Doktor war, sah er im Dunkeln etwas auf ihn zugehen, das er für

F

ein wirkliches Gespenst hielt. Kaum hatte er diese Einbildung im Kopfe, und die Furcht im Herzen, so wurde es ihm schon blau und gelb vor den Augen, und die Einbildung malte ihm die herbeikommende Person in der abscheulichsten Gestalt. Je näher sie kam, desto mehr zitterte er an Händen und Füßen. Er sah zwei grosse Hörner auf ihrem Kopf, ein lange krummgebogene Nase, und zuletzt auch grosse feurige Augen. Er stand vor Schrecken still, und da die Person schon bei ihm war, und ihn fragte wer er wäre, da that er einen so heftigen Schrey, daß die Person selbst ein wenig erschrocken. Doch wollte sie ihm aus dens Schrecken helfen, und sagte, daß sie eine bekannte Böttin sey, und er von ihr nichts zu fürchten habe. Aber da war alles Zureden umsonst. Endlich da sie sah, daß sie ihm die Furcht nur vergrößerte, verließ sie ihn, und gieng ihren Weg weiter. Eine gute Weile darnach erholtet er sich wieder, und gieng in der Verwirrung ohne zu wissen wohin, und kam erst nach fünf Stunden, ohne den Doktor gesehen zu haben, nach Hause. Jetzt mußte erst ein anderer Botte zum Doktor. Als dieser endlich ankam, sah er, daß alle Hülse zu spät wäre; doch sagte er, daß dem armen Kranken noch vor ein paar Stunden hätte geholfen werden können, wenn der verwünschte Fehler nicht geschehen wäre. An dem Tode dieser beyden Männer ist also abermals die kindische Gespensterfurcht Schuld.

### Der pfiffige Kranke.

Einem Patienten wurde bei seiner Krankheit verordnet, er solle Wein mit Wasser vermischt trinken; dies kann ich unmöglich vertragen, sagte er: "geht es nicht an, daß ich erst den Wein, und Wasser nachher trinken kann?" Der Arzt erlaubte ihm dies. Nachdem er eine gute Portion Wein zu sich genommen hatte, und man ihm das Wasser reichte, sagte er: "Ach, nun dürstet mich nicht mehr,"

### Die Andächtige.

Ein Bauer im Emmenthal hatte die schöne Gewohnheit täglich mit seinen Hausgenossen einen

einen Morgen - und einen Abendsegen zu beden.

Seiner Ehehälftie möchte es mehr am Segen der Erde als am Segen des Himmels gelegen seyn. Indessen der Mann betete, war sie in ihren Gedanken mit ihrem Haugwesen, ihrem Federreich, ihren Schweinen beschäftigt; wobey ihr bald dies bald jenes Geschäft anfiel, das mehr Noth that, als das Gebet. Was thun? Gorlaufen gieng nicht an; sie müste ausharren bis der Mann fertig war. Ihr Genie wußte sich sonst zu helfen. Stieg ihr etwas zu Sinn, so riß sie ihre gefalteten Hände aus einander, knüpfte eifertig den einen Zipsel ihrer Schürze zum Denkzeichen, und faltete die Hände wieder. Bey einem neuen Quergedanken stochte sie den zweyten Zipsel zusammen; beym dritten, vierten, fünften Einfall schürzte sie, indem sie die Hände immer losmachte und wieder faltete, den dritten, vierten und fünsten Knoten unten und an den Seiten herum; so daß sie bey dem sehnlich erwarteten Amen mit einem Kranze von Knoten auf und davon sprang.

### Arnolds von Winkelried Schreiben an Wilhelm Tell.

Auch ich bin da, mein guter Tell!  
Nicht eben zwar dein Spies-Gesell,  
Mir lebten nicht in gleichen Zeiten,  
Doch gegen Tyrannie zu streiten  
War dein Beruf, war meine Pflicht,  
Und unsre Thaten kein Gedicht.

Ich las dein wohlgemeyntes Schreiben;  
Da wollt' ich auch mein Wesen treiben,  
Ich las der biedern Berner Brief,  
Und schreibe gleich, doch etwas schief.  
Gewohnt mit stark ergriffnen Waffen,  
Sind einem Mann, dem alles weicht,  
Papier und Federn viel zu leicht!  
Doch fest, in dichtgewölbten Lauben;  
Von Regenbogenfarbenen Tauben  
Umfattet, und doch nicht gestört,  
Hier wo man nichts von Hader hör't,  
Wo Liebe blos und Freundschaft wohnen,  
Wo nichts zu hören von Bellonen,  
Und wo kein Kriegsgott sprüht und blitzt,  
Ist eine Feder bald gespißt.

Ich schwake gern von alten Zeiten,  
Von Heldenmuth und biederem Streiken,  
Und schreib dir aus dem Syrius, \*)  
Bey aller Freyheit Volgennuß.  
Da sitz' ich beym gesülten Becher,  
( Auch hier giebt's wohlgeprüfte Becher )  
Und denn wird mancher alten Schlacht  
Der volle Becher zugebracht.  
Oft lächeln die bewährten Helden,  
Wenn neue Dichter Thaten melden,  
So fürchterlich, als nie geschehn,  
Man kanns in den Romanen sehn.  
Auch ist von Semnach wohl die Rede,  
Von jener grossen Käfers-Fehde;  
Der Rittermann im Schnabelschuh  
Kommt selbst zu uns und hört was zu,  
Und kommt's von Winkelried zur Rede,  
Giebt's dennnoch deshalb keine Fehde.  
Da spricht ein Ritter: die Gewalt  
Der Spieße, drängte dergestalt  
Den Reuter und den Hengst zusammen,  
Und Hufschlag unter Feix und Flammes  
War wie der Schwertstreich gegen die,  
Als gab' es keinen Schwertstreich nie.  
Gedrängt von einem Wald von Spießen  
Sah' man das Blut in Strömen fliessen,  
Und mancher sprang vom Ross herab  
Und stch' den Tod und fand das Grab.

Der Schuhe lang gestählte Spize  
War uns zum Fußlamys gar nichts nütze;  
Die kneipten wir im Augenblick  
Von Mann zu Mann, von Stück zu Stück,  
Und drängten nun mit langen Spießen,  
Mit untermengtem Bogenschießen,  
Und trafen auf den höchsten Muth  
Mit unerhörter Krieges-Wuth.

Lang war umsonst der Schweizer Streiken,  
Es schonte keiner zwar sein Leben,  
Da drangst mit stürmender Gewalt,  
Du, Winkelried in jenen Wald  
Von Tannen dicht gehalt'n Speeren,  
Um so viel gegen dich zu fehren,  
Als immer nur dein Riesenarm  
Ergreifen mochte; da floß warm  
Dein Heldenblut die Brust herunter.

\*) Ein von unsren neuern Dichtern und  
Weltweisen sehr geschätztes Gestirn.

Der Schweizer dichte Schaar drang munter  
In leer gewordne Stellen ein,  
Und Tod und Sieg war beydes dein.  
So schworen sie, und denken meiner,  
Doch öfter, Tell, noch immer deiner.

### Verunglückung des englischen Kriegsschiffes, die Königin Charlotte.

Am 17. März 1800, um 7 Uhr fröhle war das Schiff von Livorno, einem Frenshafen in Italien, am mittelländischen Meere, ausgesegelt. Da es 15 Seemeilen weit entfernt war, sahe man es völlig in Flammen. Man sandte ihm Hülfe zu, aber das Feuer konnte nicht gelöscht werden, weil sich niemand traute dem Schiffe nahe zu kommen, aus Furcht von den Kanonen, die auf demselben losgiengen, zu Grnd geschossen zu werden. Diese Furcht war indes ungegründet, denn die Engländer laden die Kugeln erst im Augenblick des Gefechts. Um 11 Uhr flog das Schiff in die Luft. Nur 160 Personen konnten von den 837, die darauf waren, gerettet werden. Der Commandant blieb am Bord, sorgte für Löschanstalten, und für die Rettung der Menschen. Er schrieb noch mitten im brennenden Schiffe verschiedene Berichte von diesem Vorfall nieder, die er Matrosen mitgab, damit sie dieselben dem englischen Admiral Keith überbrachten. Das Feuer soll durch Heu, das auf den Batterien lag, sich ausgebreitet haben.

### Eine Anecdote aus Egypten.

Ein Maler, der bey der französischen Armee in Egypten war, gab sich viele Mühe, die Natur und Gesichtsbildungen der Landesbewohner zu studiren. Als die Karavane aus Nubien anlangte, fand er gute Gelegenheit, sich zu üben. Er gab sich viele Mühe, den Ausführer derselben, Abdel-Kerim in seine Wohnung zu locken, um ihn abzumahlen. Mit grossem Aufwand gelang es ihm, und der Schwarze kam endlich, mit aller Scheu und Sorge, er möchte in eine Falle gerathen, von 10 bis 12 seiner Landsleute begleitet. Nur nach vielen Zusicherungen entließ er sein

F 2

Gliit. Der Maler entwarf die Sliize mit dem Crayon; das gefi l dem Kubier sehr; er wies mir Freuden auf die Theile seines Gesichts und die damit correspondirenden Züge, und sagte: taibe (gut) allein als der Mahler die Farben aufgetragen hatte, und ihm sein Ebenbild zeigte, wie erschrock der Wilde! Er stürzte rückwärts wieder, und stieß ein grosses Geschrei aus. Unmöglich war's, ihn zu beruhigen; er lief davon, was er konnte; denn glaubte, er sei wirklich um seinen Kopf und um die Hälfte seines Leibes gekommen. Auch ein nubischer Bedienter kam ins Zimmer des Malers, blickte erschrocken umher, und erzählte dann seinen Kameraden, er habe dort eine Menge abgeschnittener Köpfe und Gliedmassen gesehen. Die Kameraden glaubten es nicht, wollten das Abenteuer selbst sehen, wurden aber sämtlich von gleicher Furcht ergripen, und ließen vor den Gemälden davon.

### Recept wider Räthen und Mäuse.

Man kaufe um 1 Bayen Läusekraut-Samen (dieser Saame ist nicht giftig, und wird auch in Arzneyen gebraucht) und streue bloß einige Körnlein davon hinter, unter oder auf die Schäfte, Tröge u. dergl. wo man Mäuse veruspürt, und sehe täglich nach, ob sie weggefressen seyen; in diesem Fall muß man andere hinlegen, und so fortfahren, bis keine mehr wegkommen, welches beweist, daß die Mäuse vertrieben seyen. Oder man vermische diesen Saamen mit Brodteig, mache Erbsgrossé Kugelchen davon, und verfahre damit auf oben angezeigte Art. Dieses Mittel ist eines der bewährtesten und sichersten. Lange trug ein Mann von diesem Saamen im Lände herum, und verkaufte 12 Körnlein um 5 hz. da man um 1 hz. ein ganzes Haus von Ratten und Mäusen befreyen kann.

### Vortreffliches Mittel, die Zähne zu erhalten, und wider das Zahnschmerz zu gebrauchen.

Man nehme einen Thell Raute, und zwey Theile Salbez (Salben), zusammen eine gute

gute Handvoll. — In Ermanglung grüner, kann man auch dürre nehmen. Über dieses gieße man eine halbmäßige Wasser, lasse alles zusammen bey gelindem Feuer allmählig sießen, richte es durch ein Tuch und setze das Wasser an einen trocknen, warmen Ort, wo es sich alsdann 14 Tage und länger gut erhält. Beim Gebrauch macht man es ein wenig warm, läßt es einige Zeit im Mund, und reibt alsdann die Zahne mit dem Finger oder einem Stückchen leinenem Tuch ab; dies muß wöchentlich 2 bis 3 mal wiederholt werden, und verwahret den Mund und das Zahnsfrisch vor Flüssen, Fäulnis und Scorbut. Wenn man Zahnschmerzen verspürt, so nehme man von diesem Wasser ein wenige in den Mund auf die schmerzhafte Seite, spene es von Zeit zu Zeit aus, und fahre eine Weile fort, wenn auch schon den ersten Tag die Schmerzen ausbleiben.

### Ein sicheres Mittel wider die Wanzen.

Man löset ein halbes Quintal äkenden Sphälimat in zwei Quintal Salzaeis auf, schüttet diese Aufösung in eine Viertelmaß Terpentin-Spiritus, und bestreicht damit alle Fugen, in welchen sich Wanzen aufhalten, mit einem Pinsel. Die Mischung muß vor dem jedermaligen Gebrauche stark geschüttelt werden.

### Mittel wider die Schaben (Motten.)

Ein Bogen schlechtes Papier wird mit Terpentindöl besprichen und in kleine Stückchen zerrissen, die man zwischen die Pelze oder das Wollenzeug, welches man vor den Schaben bewahren will, legt. Es vertreibt sie ganz gewiß.

### Naivität.

Minna gieng einst, als Mädchen noch, mit ihrem V., kurz vor der Erndtie, durch die Kornfelder. "Wie die Früchte so herrlich seien," sagte dieser: an Brodt wird es nicht fehlen, und Wein giebt es auch genug. Ja,

versetzte Minna in einem wehmüthigen Ton: eben deßwegen kann der liebe Gott mich zu weilen recht dauren, daß er alles thut, und doch so viele schlechte Menschen hat, die ihm so wenig Freude machen! Ihm müssen sie noch dazu weit schlechter vorkommen, als uns, weil er ihnen tiefer ins Herz sieht."

"Liebe Minna," sagte V.: trösten wir uns damit, daß er auch manches Gute sieht, das uns verborgen bleibt! in den kleinen Häusern dort, aus denen wir selten etwas erfahren, sitzen noch manche fromme Kinder, groß und klein, um seinen Tisch herum, sehen mit gesellteren Händen auf das Brodt hin, das vor ihnen liegt, und beten aus vollem Herzen ihr Unser Vater. Da ist es doch eine Freude, der liebe Gott zu seyn.

### Die lustige Jagdparthe.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als sich drey junge Bürger von B. K. T. heiterem Muthes und leichtem Fusses, wiewohl mit noch etwas benebelten Köpfen von der gestrigen Nibotte, zu einer Jagdparthe auf den Weg machten. Singend und unter fröhlichen Gesprächen wandelten sie dem dichten Tanrenwalde zu, in welchem sie nach ihrer gespannten Einbildung und Hahnen manche schöne Beute zu erlegen hofften. Feder brannte vor Eifer, der erste zu seyn um ein Meisterstück seiner Jagdkunst abzulegen, und einen schönen Broden zu erbeuten. Kaum hatten sie noch diesen Wald errethen, als schon einer von ihnen durch die schattigen Tanrbüsche von Ferne ein Eichhörnchen hin und her hüpfen zu sehen glaubte; ha! dachte er, das soll mir für zum Frühstück werden. Er zierte, und paßt. — Glücklich getroffen, jauchzte er, und eilte frohen Sprunges seiner erlegten Beute zu, von wo ihnen aber ein schreckliches Gebrüll entgegen schallte; dies machte sie stutzig, und hätte sie beynahe abgehalten näher zu treten; aber sie erstaunten noch mehr, als sie statt eines Eichhörnchens eine grosse rothe Kuh brüllend und mit blutigen Ohren antrafen; wir sind befreit, schrie der linke Jäger, das

Der verhafte Jäger.



das geht nicht mit rechten Dingen zu, nein  
bennu T..... Aber seine Kameraden lachten  
laut auf, als sie sagten, daß der eifertige Jäger  
die Menschenlährenden Ohren der rothaarigen  
Kuh, welche er wegen dem Gebüsch und den  
Tannenästen nicht ganz sehen konnte, für ein  
häpfendes Eichhörnchen angesehen hätte; aber  
da sie jetzt von Ferne einige Bauern heran-  
nahmen sahen, so fanden sie nicht für gut sich  
länger hier zu verweilen, weil es vielleicht  
noch eine theure Eichhörnchen-Jagd hätte ab-  
sehen können; sondern wendeten sich mit schnel-  
len Schritten nach einer andern Seite des  
Waldes, um ihr Glück, das ihnen hier eben  
nicht zum besten gereicht schien, im freien Fel-  
de aufzusuchen. Unvermählt kamen sie bald  
zu einem großen Kabis-Platz, in dessen Mitte  
sich auf einer langen Stange eine Vogelscheue  
(Poststil) befand. Lange bewunderten unsere  
Abenteurer diese frappante Figur und wussten  
nicht was sie daraus machen sollten: "Das  
ist gewiß die Hexe, die mir mein Eichhörnchen  
in eine Kuh verwandelt hat", sagte der ei-  
ne; "wilt doch einmal probieren, ob ich ihr die  
Nase wegziehen kann." "Ja du Narr, ant-  
worteten die andern, das ist ein Freyheitsbaum,  
da wirst du wieder schön auftreffen! So sey's  
der Teufel meinetwegen, ich schieße zu. Wie  
gesagt so gethan, puff, und da lag der ganze  
Plunder auf der Erde; unsere Jäger eilten  
der bestriittenen Abenteuer froh, und lachend  
weiter, und langten jetzt durstig und ermüdet  
bey einer Dorfschenke an, in welche sie sich be-  
gaben, um sich bey gutem Wein dafür zu ent-  
schädigen, daß sie nichts geschossen hatten.  
Nachdem ihnen der Kopf ein wenig vom Wein  
erhitzt war, wurden zwey unserer Jäger ei-  
nig, dem dritten, der die Vogelscheue nieders-  
geschossen hatte, einen Streich zu spielen. Sie  
giengen heimlich zu einer Gesellschaft von jun-  
gen Bauern, die in einer andern Stube sassen,  
erzählten ihnen die Geschichte mit dem Eich-  
hörnchen und der Stange, und unterrichteten  
sie von ihrem Vorhaben. Unerwartet kam  
men nun ein Paar dem Tische der Jäger zu,  
und fragten in einem nichts weniger als spaß-  
haften Ton: "So das die subere Jäger, die  
enere Chu i d'Ohre g'schossen het, und is no  
sogar üse Freyheitsbäum z'Huse g'schossen het?

I meine nobisch, das Ding thört no über  
use cho; wäst Ihr nit, daß es strengs verbot-  
ten ist, e Freyheitsbaum z'verderben? — Es  
war der Bauer drehte sich um, und saat zu  
den Nebrigen: I wills ga der Municipalität  
azeige; heit mir sorg, daß kene us der Stube  
chunt. Die Jäger schliefen sehr erschrocken,  
besonders der heute sonst wohl beschossene und  
herzhafte Jäger stieg in der That an, gewaltige  
Langigkeit zu verspüren, und hätte wohl  
viel darum gegeben, um sich mit heiler Haut  
aus dem verdrießlichen Handel zu ziehen. Er  
stieg an zu lamentieren und sich zu entschuldigen,  
allein es half nichts. Endlich nach vle-  
ller angewandter Mühe ließ sich die Gesellschaft  
bereden, die Sehe mit Stillschweigen zu über-  
gehn, und den Freyheitsbaum wieder in die  
Ordnung zu bringen, wenn der unvorsichtige  
Jäger ein richtiges Abendessen, wobei aber  
der Trunk nicht fehlen müsse, bezahle. Dies  
wurde gerne eingegangen, und bis spät in die  
Nacht wurde nun auf Kosten des herzhaften  
Jägers gejetzt, bis sich endlich die Gesellschaft  
zufrieden trennte, und nach Hause wakelte.

### Der vernünftige Pudel.

Ein Bürger von M. besuchte verwichenen  
Sommer einen Freund, der auf einem Land-  
haus zu W. wohnte. Der treue Hund war  
wieder seines Herren Wissen nachgelaufen.  
Als man nun Mittags beim Essen sass, kam  
der Pudel in den Saal, suchte seinen Herren,  
und meldete sich durch ungestümes Bellen bey  
denselben an. Der befaßl seinem Bedienten,  
den Hund aus dem Saale zu schaffen; dies-  
ser aber drohete, den Bedienten zu beißen,  
kehrte wieder zu seinem Herrn, bellte ohne  
Aufhören, zerzte denselben am Rocke, als  
wollte er ihn vom Stuhle reissen, u. s. w.  
Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen  
suchte, warf er mit einer Miene von  
sich, als wollte er sagen: jetzt sey für ihn nicht  
Zeit zu essen; vielmehr setzte er seine Zndring-  
lichkeit, auf eine ungewohnte Art, so lange  
fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund  
näz war, und aus seiner grossen Geschäftig-  
keit etwas Unerwartetes vermutete, nur  
aufstand, und dem Pudel folgte. Sobald  
dieses

dieses geschah, war der Hund still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens, vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Hause, sörzte sich mit grosser Eilserigkeit hinunter ins Wasser, und schwamm auf ein kleines Inselchen (Grien). Während dieser Zeit erblickte die Gesellschaft unweit des Ufers ein siebenjähriges Mädchen, welches mit kläglichen Weinen und Händeringen erzählte: ihr dreijähriges Brüderchen sei von der Brücke hernuntergefallen, der große schwarze Hund, welcher auf der Brücke gelegen und geschlossen, sei segleich hintenher gesprungen, und habe ihr Brüderchen totgeleiszt und auf das Grien geschleppt. Als man dahin blickte, sah man das Kind liegen; der Pudel leckte dasselbe, sah nach seinem Herrn, und erwarnte dessen Befehl: weil es aber zu bedenklich schien, dem Pudel die Überbringung des Kindes zu befehlen, wozu er bereitwillig schien, so wurde ihm von seinem Herrn "Kusch!" zugerufen, worauf sich derselbe sofort niederlegte, und dasselbe so lange in einem fort beleckte, bis es in einem Weidlig (Kahn) abgeholt wurde. Es war unverletzt, bloß an den Kleidern gefaszt, und wurde bald völlig wieder hergestellt. Der Pudel wurde mit wohlverdienten Lobeserhebungen überschüttet, und herrlich bewirthet.

### Unfehlbares Mittel zur Vertilgung der Ameisen und Wespen.

Man thue ein wenig Honig mit Wasser vermischt, in kleine Fläschlein, oder mache Paquetlein von dictem Papier, beschmiere sie innwendig mit Honig, alsdann stelle oder heste man solche in diejenigen Bäume, in welchen man Ameisen oder Wespen spüret, so werden sie durch den Geruch und Geschmack des Honigs dahin versammelt; wenn nun viele darinn sind, so leere man das Fläschlein auf glühende Kohlen, oder drücke die Paquetlein oben zusammen, und werfe sie ins Feuer. Dieses oft wiederholt, vertilgt bald eine unglaubliche Menge.

### Ein Spitzbubenstreich.

In Paris kam unlängst in den Laden eines Tapezierers, der ein reicher Mann ist, ein Unbekannter von gutem Ansehen; er hielt ein wohl eingepacktes Gemälde unter seinem Arme, und fragte nach dem Preise von verschiedenen Mäbilen, die er in diesem Laden sahe; endlich kaufte er etwas, und bat den Tapezierer ihm das Gefaute zurückzulegen, und das Gemälde das er ihm anvertraute aufzubewahren, weil er noch einen Auftrag in der Nachbarschaft zu verrichten habe, nach dessen Vollziehung er bendes wieder abholen wolle. Bald darauf kam eine prächtige Karosse vor den Laden, ein sehr vornehm scheinender Mann stieg aus derselben und fragte den Tapezierer nach verschiedenen Waaren; endlich erblickte er das Gemälde, welches der Unbekannte hatte stehen lassen. "Welch' ein Meisterstück! rief der Kenner aus, mein Herr, was wollen Sie dafür?" Der Tapezierer entschuldigte sich, daß es ihm nicht angehöre, sondern daß es ein Unbekannter ihm aufzuheben anvertraut habe. "Kann gut, sprach der Kenner, ich muß das Stück haben, es ist von einem der besten Meister; wissen Sie wie, reden Sie mit Ihrem Unbekannten; ich will 100 Louisd'or dafür geben, und Sie sollen 4 Louisd'or zur Erkenntlichkeit haben, auf den Abend komme ich wieder vorbei, machen Sie, daß ich es kriege, es soll Sie nicht reuen, dem Bürger G. (hier nannte er einen erdichteten Namen) einen solchen Dienst erwiesen zu haben." Und hiermit stieg er in seine Kutsche und fuhr fort. Bald darauf kam der Unbekannte, und der Tapezierer handelte ihm das Gemälde für 2000 Livres ab, und glaubte also noch 400 Livres dabein zu gewinnen; aber weder Bürger G. noch Gemäldehändler ließen sich sehen; beyde hatten diese List erdacht, um den Tapezierer zu rupfen.

### Der ungegründete Verdacht.

Zayf kam zurück vom Wein,  
Und sel ben einem großen Stein;  
O weh! stieg er drob an zu schreyen,  
Der grobe Stein! —

Von

## Von der Pest.

An einigen Orten wüthet die Pest alle Jahre, als in Egypten, Cairo, Constantiopol, und mehreren türkischen Städten. Diese Leute scheinen zu unweissend zu seyn, und zu unreinlich zu leben, als daß es ihnen möglich wäre, diesem Uebel zuvorzukommen. Im 15 Jahrhundert todete die Pest in Paris über 40000 Menschen. Einige Jahrhunderte vorher war eine so schreckliche Pest in den nördlichen Ländern, das das sonst stark bevölkerte Norwegen so an Menschen entblößt wurde, daß es sich bis jetzt noch nicht hat wieder erhalten können, und Strecken von 20 Stunden waren, welche an einen Graben gefallen, der allein das Glück oder Unglück hatte, seine ganze Familie zu überleben. Im Jahr 1799 herrschte in Grenoble, Embrun, Nizza und in doritgen Gegenden Frankreichs ein pestiges Fieber, welches viele tausend Menschen wegraffte. In Genau wurden letzten Sommer, während der Belagerung, über 25000 Menschen durch pestartige Krankheiten und durch Hunger getötet; viele Menschen von der ärztern Klasse blieben den ganzen Tag im Bett, um nicht angesteckt zu werden, und durch das Gehen den Appetit nicht zu erregen.

## Verschiedene merkwürdige Jahre.

Im Jahr 1540 steng die Hitze schon im Herrenung an, und dauerte bis in den Christmonat. Am 7. April war eine große Sonnenfinsternis, darauf folgte eine solche Dürre und starke Hitze bey dem Mangel des Regens, daß die Brunnen vertrockneten, und viele Wälder in Brand gerathen sind, die man nicht löschen konnte. Der Rhein war so klein, daß man zu Fuß durch denselben gieng. An einigen Orten im Thurgau und Rheintal war das frische Brunnwasser so rar, daß die Maas um Geld verkauft worden, und mehr galt als der Wein. Man konnte den Saum Wein für einen Gulden haben, hingegen um gutes Wasser zu bekommen, mußte man viele Stunden weit laufen, und man stellte sich um den Vorzug.

Im Jahr 1600 blieb der Frühling aus,

denn noch im May sah man weder frisches Gras noch Laub. Im Herbstmonat fieng es schon wieder an zu schneien; und hingegen kam um Weihnachten eine so außordentliche Wärme, daß man im Feld arbeiten, und den Saamen ausstreuen und ackern konnte. Das Jahr darauf war zwar nicht unfruchtbar, aber die Sonne hatte keinen rechten Schein, und war stets trübe. — Sodann brach im Herbst ein furchterliches Erdbeben aus, welches ganz Europa erschüttert hat. Die Häuser wankten wie die Schiffe auf der See, viele stürzten ein; das Vieh sprang in den Straßen auf. Bald darauf folgte die Pest, und war keine beträchttere Zeit als die damalige, so lange man sich es gedenket.

Vom Frühlug 1740 schrieb damals ein alter Mann als Merkwürdigkeit:

Rosse und Schnee,  
D' Baben baden im See;  
Rüssende Kirschen und blühender Wyn  
Ist alles in diesem Mayen g'syn.

## Das Weingert.

Es lebte vor Zeiten ein lustiger König,  
Der niemmer sich quälte mit Sorgen und Land,  
Und täglich so becherte, daß er oft wenig  
Sein eigenes Selbst zu beherrschen verstand.  
Einst tafelt er kostlich mit seinen Magnaten,  
Trieb mancherley Kurzweil und gnädigen  
Spaß,  
Und nekte sich viel mit dem dicken Prälaten,  
Sylvester, der schmunzelnd zur Linken ihm  
säß.

„Herr Abt ihr entseletet manch ehrliches  
Tönnchen,  
Und prangen jetzt selber in Tonnengestalt:  
Nun sagt doch, Ihr weises erfahrenes Männchen,  
Welch Weinchen Euch immer fürs lieblichste  
galt?“

„Schwer, Allerdurchlauchtigster, dünkt  
mich die Frage,  
Und schlimm wird mein kurzes Gedächtniß be-  
stehn.  
Es müssen, bevor ich ein Endurtheil wage,  
Die Weischen jetzt nochmals die Musterung  
gehn.“

„Ep,

„Ey, wißt Ihr nicht künstlich durch Blumen zu sprechen?  
Ihr schleicht zum Ziele sein lustig und  
krumm,

Und hängt Euer lange Begehrde zum Zeichen  
Den Mantel des kurzen Götterhauses um.“

Wohlan, dieser Paffentniß soll Euch gelingen!

Mein Oberhofmundschein mag deshalb ge-  
schwind

So viel Nationen zur Musterung bringen,  
Als ihm in dem Keller jetzt unterthan sind.

Lage hat uns ein förmliches Weingerecht  
halten!

Wir nehmen selbander den Richterplatz ein;  
Und daß doch die Herrn auch ein Deutchen  
verwalten,

So möchten sie unsere Bevölkerung seyn.

Den Wein, der vor andern uns lieblich  
wird munden,

Erklär' ich zum König dann durch ein Edikt.  
Doch haben wir Schösel darunter besunden,

Der werde mit Acht und mit Banne bestrickt!

„Herr König, Ihr redet ja troz Salomonen!“

Nief fröhlichen Muthe der geistliche Mann,  
Und schon trat mit Weinchen von zehn Nationen

Der Oberhofmundschenk gehorsamst heran.

Als Richter und Schöppen das Werk nun  
begonnen,

Da nippten sie — ihnen zur Ehre sey's  
kund! —

Nicht faseln und obenhin bloß von den  
Kannen;

Sie tranken gewissenhaft tief auf den Grund.

Mit solcher Behutsamkeit examinierten  
Sie jedes Weinchen zwar einige Mal;

Doch, was sie auch probten, und drob dis-  
putierten,

Kam's dennoch zu keiner einstimmigen Wahl.

Vor thren hochglänzenden Nordschein, Ge-  
sichtern

Rundiongen indessen schon Fenster und Wand,  
Und Becher und Humpen entstürzten den

Richtern

Mit plätschernden Grönen aus zitternder

Hand.

G

Auch hatten die Herren Grichbassoren  
(Sonst Helden beym Becher wie Eisen und  
Stahl)

Ihr Gleichgewicht jetzt auf den Stühlen ver-  
loren,

Und fanden's erst wieder platt unten im Saal.

Der Mann mit der Kron' und der Mann  
mit der Glaze

Erhielten sich länger bey Ehren und Kraft;  
Doch wurden sie sachvoll auch endlich vom  
Platz

Durch nüchterne Diener zu Bettie geschafft.

Und so ward denn nun kein Edikt unter-  
schrieben,

Das einen Monarchen der Weine bestellt.

Drum kröne sich jeder nach seinem Belieben  
Den Wein der ihn selber am besten gefällt.

Ungesalzener, und dabej gefährlicher  
Spaz.

Im vorigen Jahr schickte eine Frau in et-  
ner deutschen Stadt ihre Magd nach der ein-  
fältigen, auch bey uns herrschenden Gewohn-  
heit in den April, indem sie ihr einen ver-  
deckten Korb an einen gewissen Ort zu tra-  
gen gab, und vorgab, es wären allerhand  
eiserne Geräthschaften darinn. Der Korb  
war so schwer, daß ihn das Mädchen bey-  
nahe nicht fortbringen konnte; deswegen rie-  
then ihr die Leute, auf der Straße, ihn ab-  
zusezzen. Dies that sie, und als man nach-  
sah, was darinn wäre, siehe, da waren es  
Steine. Es war also nicht genug, daß sich  
das Mädchen durch das Heben und Tragen  
der schweren Last außerordentlich erhitzt und  
ermüdet hatte, sondern sie schämte und är-  
gerte sich auch nach obendrein über diesen  
Betrug so sehr, daß sie in eine hizige Krank-  
heit verfiel, und in wenigen Tagen starb. —  
Das war die Folge eines unbedachsamem  
Spasses. Ein vernünftiger Spaz geht wohl  
an, man sehe aber immer zu was man  
thut, denn durch unüberlegte, manchmal  
nicht bösgemeinte Scherze sind schon oft die  
größten Unglücke und Feindschaften ent-  
standen.

Das

## Das gute Einverständniß bey politischem Verständniß.

Ich machte im vorigen Sommer eine kleine Fußreise durchs Argau, und wurde vom Regen in ein Wirthshaus getrieben. Der Wirth und seine Frau hatten beyde zw. y entgegengesetzte Parthenen in diesem Kriege ergriffen, und das beschäftigte sie eben so sehr, als ihre Wirthschaft. Kaum war ich unter ihrem Dache, so fragte mich die Frau schon, von welcher Parthen ich sei? — „Ich bin ein guter Schweizer,“ gab ich zur Antwort: „wenn ich aber eine Parthen nehmen muß, so nehme ich die der Frau Wirthin!“ — „So machen es die Herrn alle!“ erwiederte der Wirth! — „Wollten Sie lieber“ entgegnete ich, „dass sie Ihre als Ihrer Frauen Hilfsruppen wären?“ — Das Ehepaar las regelmäßig die Zeitungen, und bemerkte sorgfältig mit Kreide auf einer grossen Schiebertafel alle die Todten, welche die Zeitungen seit dem Wiederanfang des Kriegs erschlagen hatten. Es war das allervollständigste, ja über-vollständige Martyrologium, denn ohne sich in das Detail der Vermissten, der Verwundeten u. s. w. einzulassen, die nicht in Rechnung gebracht wurden, hatte jedes wenigstens eine volle Millon Todte auf seinem Anttheil, wovon drey Viertel, Gott sey Dank! sich noch ganz wohl befinden. Sie hatten den Tag vorher einen gütlichen Vergleich getroffen, und die Frau hatte großmuthig aufs Wort drey Franzosen für einen Deutschen losgegeben; so sehr war sie dem heil. römischen Reich hold. Sie hatten auch eine Art St. Lanz, in Ansehung der von beyden Seiten genommenen Kanonen gezogen; aber sie schienen wegen des innern Gehalts der Mörser in Verlegenheit, und wollten sich sogar darüber bey mir Raths erholen; ich verwies sie aber flüglich an den Apotheker des Kirchspiels. Sie waren Willens, einen Ueberschlag aller von den kriegsführenden Mächten genommenen oder in Grund gehobten Schiffe zu machen, und erkundigten sich daher auch, ob eine Fregatte oder eine Felsack mehr werth seien? — Das Bewundernswürdigste und wirklich Höchstseltnere war, daß sie Troz der

Verschiedenheit ihrer politischen Meynungen in der vollkommensten Einträchtigkeit mit einander lebten, und daß jedes die Betrübung des andern ehre, wenn seine Parthen unterlag, und nicht schmolte, wennas der Seinigen nicht zu Glück gehen wollte, kurz, daß ihre Haushaltung nicht darunter litt. Freylich waren sie erst kürzlich verheyrathet; die Frau war sehr hübsch, und der Mann sehr jährling; sie hatten folglich Gelegenheit, Mittel und Aussöhnungswege, welche leider die kriegsführenden Mächte nicht haben. Dem ungeachtet ist dieses Beyspiel von gutem Einverständniß, in diesem aufgeklärtesten Jahrhundert, fast unglaublich, und ich habe es hier mitgetheilt, um es zum Spiegel der Nachahmung für so viele über-spannte Leute aufzustellen, die.... doch diese Leute verstehen mich nicht. Verstehen sie mich, nun gut! verstehen sie mich nicht, so wäre es doch in Wind geredet, wenn ich ihnen zu rufen wollte: Machts wie die guten Wirthsleute! Mögen die Meynungen eurer Politik so sehr von einander abweichen als ihr wollet; wenn nur die Herzen einander nicht fremd werden!“

## Bestrafte Vermessenheit.

Es waren einmal einige sehr verwegene Leute in England. Einer wollte immer mehr können als der andere. Bruder sagte der eine, willst du wetten, ich gehe diese Nacht ganz allein in die Kirche, in das grosse Gewölbe, wo die vielen Särge stehen, und nagle zum Beilchen, daß ich da gewesen bin, diesen Nagel mit einem Bande an den ersten Sarg. Der andere geht die Wette ein. Hierauf gehen sie zum Siegrist, (Kirchner) und lassen sich den Schlüssel geben. Der erste nimmt eine Laterne, einen Hammer und den Nagel. Als er herunter kommt in das Todengewölbe, so nagelt er den Nagel fest an den einen Sarg. Die andern laugen oben bey dem Küster einige Stunden. Er kommt nicht wieder. Endlich gehen sie zusammen herunter. Da liegt er wie tot neben dem Sarge.

Als sie ihn auheben wollen, finden sie, daß er sich unten aus Verschen den Rockzipfel mit

mit angenagst hat. So wie er nun hat fortgehen wollen, bleibt er hängen. Er glaubt nicht anders als der Todte halte ihn fest. Des macht ihm eisn solchen Schrecken, daß das Blut erstarrt, und er in Ohnmacht fällt. Als sie ihn an die frisch Leib bringen, und er wieder zu sich selber kommt, hat er bekannt, daß es ihm so ergangen sey. Durch eine solche natürliche Kleinigkeit wurde seine Vernissheit bestraft. Was hatte er des Narrens bey den Todten zu thun? Die Todten selbst konnten ihm nichts thun; aber seine ganze Seele war doch voll heimlicher Furcht und Schrecken. Dazu durste ein kleiner äussrlich Umstand kommen, so war er des Todes, wie auch hier fast geschah.

### Wie unglücklich ein Mensch ist, der nicht schreiben und lesen kann.

Ein armer Taglöchner hatte einen Brüder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahr abwesend; und die Leute glaubten, er wäre tot, weil er gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Taglöchner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte, so gieng er mit dem Brief zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm denselben vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile still durchgelesen hatte, sagte er zum Taglöchner: „Hört! in dem Briefe steht: euer Brüder in der Fremde wäre tot, und hätte euch fünfzig Thaler vermacht: aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst abholen.“

„Herr Wirth, sagte der Taglöchner, wo soll ich denn hingehen, und das Geld abholen?“ „Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier, sagte der Wirth, da liegt euer Geld.“

„Ey, sagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wohl gar zweihundert Meilen, da kostete mir die Reise und Versäumnis fast mehr, als ich erben soll.“ „Hört, wrach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreißig Thaler; so könnet ihr hier blei-

ben, und ich will schon sehen, wie ich zum Geld komme. Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen. — Wollt ihr das?“ „Herzlich gern,“ antwortete der Taglöchner. Nun holte der Wirth Geld, und zählte die dreißig Thaler auf. Der Taglöchner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause.

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indes lüderlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todtenbett, wie er den armen Taglöchner betrogen habe. Denn in dem Brief hatte gestanden:

„Wir diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zweitausend Thaler (und also sehr vielmehr, als der Wirth dem Taglöchner gegeben) ausbezahlt werden.“

Diese hatte er denn auch erhalten, aber lüderlich durchgebracht.

### L i s.

In England ist auf die dänischen Handschuhe ein so hoher Preis Einfahrgeld gelegt, daß es den Werth der Handschuhe selbst übersteigt, und doch trägt man in London fast keine andere, als solche. Auf diese Art ist es ein leichtes Mittel, reich zu werden, wenn einer Gelegenheit hat, Schleichhandel damit zu treiben. Vielleicht aber ist nichts misslicher als dieses. Einem Kaufmann gelang es indessen auf folgende Art: Er kaufte eine große Menge solcher Handschuhe außer England, und packte in eine Kiste lauter solche, die auf die rechte Hand gehörten, und in eine andere solche, die auf die linke Hand waren. Einen derselben nahm er mit, gab die Handschuhe nach Waaren an, und versteuerte alles richtig, ohne daß man bemerkte hätte, daß die Handschuhe alle für eine Hand gemacht waren. Nach einigen Wochen kam auf einem Schiffe die andere Kiste nach, aber unter der Adresse eines Mannes, der in ganz London nicht auszufragen war. Die Amtsgerichte konfiszierten die Kiste als Contrebande, und setzten einen Tag an, wo sie mit den andern konfisierten Sachen verauktionirt werden sollten.

follten. Es erschienen viele Liebhaber, aber man entdeckte, daß unter den etlich tausend Handschuhen kein Paar war — sie waren alle auf eine Hand gemacht. Kein Mensch konnte sie gebrauchen. Der listige Eigentümer derselben sagte lachend: „Um des Spasses willen gebe ich eine Guinee für die Kiste.“ Man scherzte darüber, und er bekam sie. So hatte er seine beyden Küsten für den halben Accio.

### Die nachgeahmte Grabschrift.

Ein chässischer alter Feuerwerker aus dem Hannoverschen gebürtig, hatte in seiner Jugend in London, außer dem Wahrzeichen der Stadt auch die Grabmäler der berühmtesten Männer dieser Nation beschen. Folgende Grabschrift: „Hier ruhen die Gebeine des berühmten Virtuosen N. Seine Seele besindet sich jetzt an einem Orte, wo seine Harmonien noch übertragen werden;“ mußte ihm vorzüglich gefallen haben, denn er hatte in einem nachgelassenen Aufsatz seine Erden gebeten, nachstehende Worte auf seinen Leichenstein setzen zu lassen: „Hier ruhen die Gebeine des berühmten Feuerwerkers N. Seine Seele befindet sich jetzt an einem Orte, wo seine Feuerwerkerkunst übertragen werden dürste.“

### Die Jakobiner.

Ein französischer Landmann kam im Anfang der Revolution nach Paris, und hörte viel von den Jakobinern. „Was sind das für Geschöpfe, die Jakobiner?“ fragte er einen gutgeklärten Bürger; der Bürger antwortete: „Es sind Geschöpfe in menschlicher Kleidung, aber nicht Menschen. Sie sind für Frankreich (seither leider für mehrere Länder) das, was die Heuschrecken in Egypten waren, die das ganze Land, durch den Nil befruchtet, verwüsteten.“

### Die weitesten Hosen.

Ein Soldat begegnete einem Landmann, der eben zum Thore in R. \*\* herein kam. Er redete ihn gleich freundlich an, und fragte

ihn: Was er hier zu thun habe? Ich will nur Euch zu einem Paar Hosen kaufen, war die Antwort, die meinigen sind mir gestohlen worden. O Freund! sagte der Soldat, ich wüßt euch ein Paar schon gemachte, neue, tuchene zu kaufen, sie werden um den halben Preis hingegeben, ich fürchte nur, sie werden euch zu weit seyn. Der Bauer, der das Zwölfdeutige nicht merkte, meinte, dem könne wohl abgeholt werden, wenn sie nur sonst in gutem Stande wären. „Dafür siehe ich,“ erwiderte jener, „nur zu weit werden sie Euch seyn.“ Endlich gingen sie mit einander fort. Als sie bey einem Wirthshause vorbei gingen, sagte der Soldat, er habe Durst, er müsse einmal trinken. Der Bauer ging mit hinein, in der Hoffnung, dasjenige an den Hosen zu gewinnen, was er mit dem Soldaten verziehre; und ließ Wein, Fleisch und Brod aufstellen. Da sie gegessen und getrunken, und der Bauer die Reiche bezahlt hatte, wollte er gehen, und die Hosen beschen. „Ich hab ja schon gesagt,“ erwiderte der Soldat, „die Hosen sind euch zu weit, denn sie liegen in Zürich.“ Mit diesen Worten gieng er hinweg, und ließ den betrogenen Landmann allein stehen.

### Edle Menschenfreundlichkeit.

Ein reicher Mann, der in L. ein hohes Amt bekleidet, gieng ins Feld spazieren; ziemlich weit vor der Stadt traf er des Abends am Wege einen handwerkspurschen an, der neben seinem schweren Felleisen da lag, und ein heftiges Fieber hatte. Ihm ein Paar Thaler in die Hand stecken, und dann davon gehen, um die Noth nicht anzusehen — das würde mancher gehabt haben, und seine That wäre gelobt worden. Aber auch einige Thaler hätten den armen Menschen nicht in die Herberge auf das Bett gebracht. Unser Menschenfreund machte es besser. Er nimmt den Purschen auf und an den Arm, das Felleisen auf den Rücken, und so schlepp't er beide in die Stadt. Im Wirthshause lißt er den Kranken mit allen Bedürfnissen versorgen.

Die

## Die baldige Vergeltung.

In der Schlacht bey Frauenfeld im Jahr 1799 geriet ein junger Schweizer von 17 Jahren, der in der helvetischen Legion diente, in die Hand eines österreichischen Graubartes, erhielt aber von diesem die Freiheit, mit den Worten: Du würdest auf dem Wege nach den Carpathischen Gebirgen zu Grunde gehen! Tages darauf fiel in einer zweiten Gefechte der österreichische Graubart in die Hand des schweizerischen Jünglings, wurde dankbar und feurig von diesem umarmt, und ebenfalls in Freiheit gesetzt.

## Die väterliche Liebe.

Ein Engländer machte eine Nachricht bekannt von einer Lotterie, in der man zu Preise gratis haben konnte, wovon jedes 15000 Livres, und das Hauptloos 1500000 Livres gewinnt, nur mit der kleinen Beschränkung, daß der Hauptgewinner sich dafür enthalten lassen soll. Es seien, hieß es, noch etliche Loope übrig. Auf diese Anzeige kam neulich ein alter Mann zum Collektor, und verlangte ein solches Loope, mit dem Versprechen, seinen Kopf herzugeben, wenn es das grosse Loope gewinnen sollte. — Das hat nun wieder der verschleierte Geiz gethan, wird man denken. — Nein, meine Freunde! der alte Mann war blutarm und ein zärtlicher Vater. Ich habe nur noch einige Jahre zu leben, sagte er, diese Jahre kann ich wohl hingeben, wenn ich dadurch meine armen Kinder glücklich machen kann. Wie viele sind wohl edel und stark genug, einen solchen Entschluß, in solcher Absicht, zu fassen? —

## Wieder etwas zur Tilgung des Verglaubens.

Im Junius 1790 geschah bey Halle in Sachsen, die seltene Naturbegebenheit, daß das Wasser in einem Teiche roth gefärbt erschien. Die Sache machte großes Aufsehen, und alles lief dahin, das Wunder zu betrachten. Die Einsätzigen meinten, das Wasser sei in Blut verwandelt, und es bedeute we-

nlustigstens Hungernoth oder Pest; aber ein geschickter Naturforscher, der dasse Tämmere Weber, gieng hin, das Wunder nicht bloss zu schauen, sondern auch zu untersuchen; und dieser fand, daß es eine ganz natürliche Sache war, welche er folgendermaßen beschreibt. »Der Teich bey der Gleichensteinischen Ziegelscheune schien am 1<sup>ten</sup> Jul. roth gefärbt. Nachmittags bemerkte ich zuerst die rothe Farbe des Wassers. Es sah vollkommen wie Blut aus, und beym Ausschöpfen in ein gläsernes Gefäß, glich es einer blässen Auflösung von Florentinerlack. Abends füllte ich ein Glas mit diesem Wasser an, und nahm es mit nach Hause. Nach einer Viertelstunde, da es ruhig gestanden hatte, zeigte sich ein dunkelrother dem schönsten Florentinerlack ähnlicher Niederschlag, und das darüber stehende Wasser war ganz hell geworden. Hieraus folgte, daß die rothen Theilchen keinen Zusammenhang mit dem Wasser hatten, und um ein ansehnliches specificisch schwerer als das Wasser waren. Die Bewegung des Wassers, welche durch den Wind verursacht wurde, war also blos Ursache, daß dieses färbende Wesen nicht zu Boden fiel: denn an denjenigen Orten, wo das aufgewachsene Schif dem Wasser gegen den Wind Schutz gab, sahe man die rothgefärbten Theilchen auf dem Boden liegen, und das Wasser schien klar, so daß einige beym ersten Anblick glaubten, der Teich bestände aus rothem und weißem Wasser. Am folgenden Tage untersuchte ich einen Tropfen von diesem gefärbten Wasser unter meinem mikroskopisch guten Wilsonschen Vergrößerungsgläse. Eine Vergrößerungslinse, welche den Durchmesser 133, die Fläche 17,689 und den körperlichen Inhalt 2,32,637 mal vergrößert, zeigte rothe lebendige Punkte, welche eine eigentliche Bewegung hatten. Unter einem Glase, welches den Durchmesser 200, die Fläche 40,000 und den körperlichen Inhalt 8 Millionen mal vergrößert, erscheinen die rothen lebendigen Thierchen schon als kleine längliche blasenartige Körperchen, und bey der Vergrößerung des Durchmessers von 400, der Fläche von 160,000 und des körperlichen Inhalts von 64 Millionen, sahe man deutlich

lich, daß es rothe Thiere waren, welche die Größe und Gestalt eines Waizenkons hatten, und sich mit großer Lebhaftigkeit in dem Wassertropfen willkührlich bewegten. Der Körper war schön blaßroth, durchsichtig, und an einem Ende befand sich ein schwarzer Punkt, wahrscheinlich der Kopf des Thierchens, in dem sich dieser Theil immer vorn, befindet, wenn sich dasselbe fortbeweget.

Seit einigen Jahren hat man diese Erscheinung ein paarmal im Martensee wahrgedommen, und wann man sich Mühe gegeben hätte, die Ursache davon zu untersuchen, so würde man wahrscheinlich keine andere als die obenbeschriebene gefunden haben.

### Man kanns nehmen wie man will.

Einige ungezogene Jungen bemühten sich hinten auf eine Kutsche zu springen, in welcher sich drey junge Sekretärs befanden, welche spazieren fuhren. Der Kutscher rief jenen zu: wollt ihr gleich fort, ihr großen Flegel, seht ihr nicht, daß schon drey drinneszen, die Pferde können ja nicht fort.

### Der übel angelaufene Jäger.

Aus dem Städtchen X. elte letzten Sommer, nebst vielen andern Jagdlustigen, auch der Perrückenmacher Y. mit seiner Flinte auf dem Buckel, hinaus aufs Schlachtfeld, mit dem festen Entschluß, seine theure Ehe, welche, mit der er immer wegen der edlen Kochkunst im Streit war, auf die Probe zu führen, ob sie auch wohl Will'pret zu bereiten könne; er dachte vermutlich nicht an die michlige Vorfrage: ob er auch im Stande sei, welches zu schiessen? Auf allen Seiten hörte man den Donner des leichten Geschüzes, und sahe, aber nur zuweilen, einen sichtigen Feind. Schon kam der Mittag heran, wo unser Held heimzukehren geachtet, und noch nicht das Gringste erbeutet hatte; traurig stand er da und klage über Un Glück, als ihm sein Nachbar von seinem Überfluss einen Hasen zum Verkauf bot; mit beyden Händen griff er nach dem Leichnam, bezahlte seinen Nachbar, und um seiner lieben Frau einen

Hasen zu bringen, den er selbst geschossen, lehnte er ihn an einen Baum, gieng zehn Schritte davon, legte an, und schoß — in diesem Augenblicke fielen noch mehrere Schüsse, und alles elte dem Baume zu: Er ist mein! er ist mein! So riefen drey, vier Stimmen durcheinander, denn jeder glaubte einen lebendigen Hasen vor sich gehabt zu haben; vergebens behauptete der Eigenhümer sein Recht, der Streit wurde hitzig, und unser gewaltige Jäger gewann — eine Tracht Schläge, und gieng nach Hause.

### So kann man Ordnung erhalten.

Eine reisende Schauspielergesellschaft verirrte sich in Siebenbürgens Gränzen; das Publikum bestand aus dem Marktrichter, dem Salzeinnahmer, und einem ganzen Trupp Bauern. Einige der letztern fiengen während der Vorstellung an, sich zu zanken und zu raufen. Als nun der Spaß zu arg wurde, stand der Marktrichter, ein Fleischer, auf, strich seinen Bart, rief auf das Theater: stille! gieng hin, prügelte die Bauern herhaft durch, setzte sich dann wieder an seinen Platz, und sagte zu den Schauspielern: Nun weiter, Bassamalekti.

### Etwas über London.

Die Hauptstadt von England begreift außer London, Westmünster und Southwark, nicht weniger als fünf und vierzig Dörfer, die jetzt sehr erweitert sind, eine grosse Menge Gebäude nicht zu rechnen, die in der Nähe auf offenem Felde stehen. Sie hat beynahe acht englische Meilen in der Länge, wenigstens drey Meilen in der Breite, und sechs und zwanzig im Umfange; enthält über 8000 grosse und kleine Straßen und Nebengassen, 65 Squares oder grosse, freye Plätze, und 162000 Wohnhäuser, Fabrikhäuser und andere Gebäude. Man findet hier beynahe 500 Kirchen und Kapellen, nämlich 264 Kirchen und Kapellen von der bischöflichen Kirche, und 187 Bethäuser für die andern Religionssparten und verschiedenen Selten. — Die Anzahl der Einwohner von London wird während

während der Sitzung des Parlements, auf eine Million, zweymalhundert und fünfzig tausend Seelen geschätzt.

Die Anzahl der öffentlichen und Privatschulen und anderer Erziehungsanstalten beläuft sich auf vier tausend und fünfzig; eine Menge anderer Institute zur Förderung der Religion und guten Sitten nicht gerechnet. Es finden sich hier zehn Gesellschaften der Wissenschaften, der nützlichen und schönen Künste; beynahe zweitausend milde und wohltätige Stiftungen für Arme, Kranke, Hulßlose und Nothleidende.

Wenn man diese unendliche Menge von vorzesslichen und rühmlichen Anstalten überdenkt, von denen man zwar nicht erwarten kann, daß sie vollkommen seyn sollten, die die aber sowohl in Ansehung des Umfanges als der Freygebigkeit und Großmuth ihrer Stifter und Erhalter unvergleichlich heißen können, und dem Nationalcharakter der Britten zur höchsten Ehre gereichen; so verliert man sich in Erstaunen darüber, daß die Einwohner von London keine wohlthätigeren Folgen davon empfinden, nicht nur in Rücksicht auf ihre Sittlichkeit sondern auch auf die Verhütung des äußersten Elendes bei den niedrigsten Volksschichten, welche an keinem Orte in einem so hohen Grade sichtbar ist, als in London.

Dieses Erstaunen steigt noch höher, wenn man hört, daß die Summe, die jährlich allein von London zur Unterstützung der Armen, theils an bestimmten theils freywillingen Abgaben verwendet wird sich auf 830,000 Pf. Sterling beläuft.

Man weiß aus einer ziemlich genauen Angabe, daß in London alle Morgen über zwanzig tausend Personen aufstehen, ohne zu wissen, wie oder wovon sie den kommenden Tag leben, oder auch, wo sie die folgende Nacht schlafen werden.

Die Anzahl der Personen, die sich in und um London durch lasterhafte, geschwürdige und unsittliche Mittel erhalten und bereichern, kann mit ziemlicher Zuverlässigkeit auf 115,000 gerechnet werden. Dahin gehören alle die unzähligen Arten von Dieben, Spitzbuben, Falschmünzern und Betrügern, von denen es in London wimmelt.

Man zählt in London 50,000 liecherliche Weibspersonen aller Art, und 2000 Bordelle und andere übelberichtigte Häuser.

### Häusliches Glück.

Stilles Glück am eignen Heerde,  
Häusliche Zufriedenheit  
Du nur schenkst auf dieser Erde  
Ungetrübte Seligkeit.  
Reiner Sinn und Tugend geben  
Dich dem Manne der dich sucht,  
Freudlich lohnest du sein Streben  
Mit der Schönheit schönster Frucht.

In der Gattin holden Blicken  
In der Liebe süßen Kuß  
Schöpft er ewiges Entzücken,  
Stets erneuerten Genuß.

Wenn der Kinder munter Nehen  
Liebevoll sich um ihn drückt  
Alle sich des Vaters freuen,  
Wer ist mehr als er beglückt.

Täglich knüpft sein Bemühen  
Sie mit zärtlich strenger Hand  
Edler Tugend zu erziehen  
Fester dieses heil'ge Band.

Fröhlich blickt er jeden Morgen  
Auf zu Gott mit Dankgefühl,  
Denn des Lebens schwerste Sorgen  
Werden ihm zum leichten Spiel.

Immer tritt aus dem Getümmel  
Aus der Welt er gern zurück,  
Findet dieser Erde Himmel  
In des Hauses stillem Glück.

Selig siessen seine Tage  
So die Ewigkeit hinab,  
Immer froh mit seiner Lage  
Bis ans lang umweinte Grab.

### Von einem heldenmuthigen jungen Mädchen.

Nicht weit von Regensburg, in Bayern,  
verunglückte vorigen Sommer ein mit Menschen und Gütern beladenes Schiff. Indem es nun anfieng zu sinken, schrien die armen Menschen, die darauf waren, ganz erbärmlich um

um Hülfe, aber unglücklicher Weise war niemand weiter am Ufer, als ein kleines zwölfjähriges Mädchen, von dem man sonst keine Hülfe erwarten konnte, als das Herbenrufen anderer Menschen. Aber das gute Mädchen dachte, »wenn du erst Andere rufen willst, sind die Unglücklichen vielleicht des Todes! also lieber geschwind selbst zur Hülfe!“ Des Mädchens Vater war ein Schiffer, sie hatte von ihm ein bisschen fahren gelernt, und wagte es daher, der sinkenden Mannschaft mit einem Kahn zu Hülfe zu eilen. Es wäre vielleicht alles recht gut gegangen, aber die Unglücklichen hingen sich so häufig an den kleinen Kahn, daß er umschlug. Dadurch ließ sich aber das brave menschenfreundliche Mädchen nicht abschrecken, sie arbeitete sich mit allen Kräften aus der Fluth empor, und schwamm ans Ufer, einen größern Kahn zu holen, mit diesem kam sie zurück, und obgleich ihre Glieder vor Nässe und Kälte bebten, so rettete sie doch etliche zwanzig Personen vom Tode. Die Geretteten herzten und lüsteten sie aus Dankbarkeit, und wer die Begebenheit erzählen hörte, mußte gestehen, daß das Mädchen eine große That gehan! — Als man sie fragte: wie sie sich dazu habe entschließen können? antwortete sie: »das weiß ich nicht! es war mir aber unmöglich den Jammer mit anzusehen, ohne den Leuten zu Hülfe zu kommen. Ich verließ mich auf den lieben Gott, und durch denn ist mir's gelungen.“

### Unglück aus Unvorsichtigkeit.

In einem Dorfe im Canton B. hat man, so wie an mehreren Orten, die höchst tadlungswerthe Gewohnheit, bey Hochzeiten Flinten und Pistolen loszuschleifen, und durch das dadurch entstehende Geröse seine Freude an den Tag zu legen, oder da nach den ankommenden Gästen eine Ehre zu erzeigen, ob man aleicht schon viel traurige Beispiele hat, daß durch diese Thorheiten oft großer Schade und Unglück angerichtet worden ist. Als nun in gedachtem Dorfe ein junger Bauermann Hochzeit hatte, wurde das strafbare Schleifen auch nicht unterlassen, und daben stieg des Bräutigams Bruder so unvorsicht-

tig mit einer alten Pistole um, daß sie, wider seinen Willen, losging, und eine arme Bettelfrau, die vor der Thür des Hochzeitshauses um Almosen bettelte, auf der Stelle erschoß. Merkwürdig ist, daß das Pistol nicht mit Bley oder Steinern geladen war, und daß doch der Schuß dem ohngeachtet tödlich wurde. Das kam aber daher, weil man einen starken Preys von gekauftem Papier auf's Pulver geladen hatte, damit es des so ärger knallen sollte, und dieses gelauerte Papier hatte eben sehr durtig gesplagten, als wenn's eine bleyerne Kugel gewesen wäre. Durch diesen unglücklichen Vorfall, der eine bloße Folge des Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit war, wurde also die Hochzeit in einen Schreckenstag verwandelt, und der junge Mensch, der das Pistol losgeschossen hatte, in seinem Hochzeitstaate ins Gefängniß geführt, wo er lange Zeit bleiben, und den ganzen Prozes aus seinen Mitteln bezahlen mußte.

### Schilderung eines Menschen der kein Geld hat.

Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Körper ohne Seele, ein herumwandlender Todter, ein geäußtes Gespenst, ein Dorn auf jedem Wege. Sein Andlick ist traurig, sein Umgang überlästig, und seine Seele blummert. Will er jemand besuchen, so findet er für ihn niemand zu Hause, öfnet er den Mund kaum, so fällt man ihm schon in die Rede, damit er sein Gespräch nicht fortsetze, weil man befürchtet, es möchte sich mit einer Anfrage um Geld endigen. Man sieht ihn, wie die Pest, und hält ihn für eine unruhe Last der Erden. Hat er Verstand, so kann er solchen nicht zeigen, weil er nirgends sein Vertrauen findet, und ist er vollends dumms, so sieht man ihn als das schrecklichste Ungeheuer an, so die Natur jemals auf zweien Füsse gestellt hat. Seine Feinde sagen, er tauge zu nichts, und die Bescheidensten zucken, wenn man von ihm spricht, die Achseln. Die Notthilfe ihn des Morgens, und sein Elend begleitet ihn des Abends zur Ruhestätte. Das schöne Geschlecht hält ihn für einen Tölyl, und die Kinder fürchten sich vor ihm. Wirth und Becker

Becker wollen, daß er, wie ein Cameleon, von der Lust leben soll. Der Schneider weist ihm das Kleid unserer ersten Väter an, ein ungarnirtes Feigenblatt. Er spricht, ohne daß man ihn anhört, und sein Niesen erregt kein Gothels! Für ihn hat der Kaufmann keine Ware, und macht er vollends Schulden, so ist er gar ein Schelm, und sein Unglück treibt ihn zur Stadt hinaus u. s. w.

### Der gute Rath.

Ein Advokat in einer deutschen Stadt, der einen Spitzbuben vertheidigen sollte, welcher eine Börse gestohlen, nahm ihn auf die Seite und fragte, ob es wahr sey? Es ist wahr, aber . . . schweig, schweig, sei ihm der Advokat in die Rede; der beste Rath den ich dir geben kann, ist der, daß du dich aus dem Staube machst. Dieser fand den Rath gut, sprang die erste Treppe hinunter, und verschwand. Der Advokat kam vors Gericht, die Richter fragten, ob er etwas zu des Diebs Vertheidigung wußte? Meine Herren, sagte er, der arme Teufel hat mir sein Verbrechen gestanden; da ich aber zum Rathgeber bestellt bin, so wußte ich ihm nicht besser zu ratzen, als die Flucht zu ergreifen. Die Richter konnten dem Advokaten nichts anhaben, denn die Wächter hätten auf ihn Achtung geben sollen.

### Es giebt zu allem eine Ausrede.

Einem Schneider träumte, als wenn er ein grosses Tuch gesehen, welches aus allen seinen gestohlenen Stücken zusammengesetzt gewesen, und wie er von einem Engel mit einer eisernen Keule geprügelt worden sey. Er ließ sich also von seinem jungen Stets an das Tuch erinnern, wenn er zuschnitte. Als er es nun einst bei einem Stück sehr schönen Zeug that, und der Schneider großen Appetit dazu hatte, sagte er: es war kein solch's Zeug bei dem Tuch, als dies ist, deshalb muß es noch dazu.

### Die Probe.

Ein ehrlicher Bürger aus Paris, der ein niedliches Weibchen hatte, kam auf einmal

H

auf den seltsamen Einfall in die Tugend seiner theuren Ehehälften Misstrauen zu setzen. Er wünschte zu wissen ob sie nie die eheliche Treue gebrochen hätte, und wußte doch kein Mittel zu einem aufrichtigen Geständnisse zu bewegen. Er war in Geschäften von Hause weg gereist, und da er einen alten Freund antraf, in dessen Verschlagenheit er grosses Zutrauen setzte, entdeckte er ihm sein Anliegen, und fand Trost. Als er Abends nach Hause kam, befahl er seiner Frau, Milch auf das Feuer zu setzen, er wolle ein gewisses sehr sonderbares Arzneymittel probiren. Da ist nun leicht zu erachten, daß die weibliche Neugierde ihm keine Ruhe ließ bis sie das Geheimniß wußte. Nach viilem Bitten berichtete er ihr endlich, er habe von einem Egyptianischen Arzt ein Pulver erhalten, das die Kraft besitze die Tugend der Weiber zu prüfen, nemlich der Ehemann müsse es kurz vor dem Schlafengehen in warmer Milch trinken, und wenn er dann bey seiner Frau geschlafen, und sie ihm vorher nicht immer treu gewesen, so würde er in eine Käze verwandelt. Die Frau lachte: — Das kanntest du immerhin trinken, du hast keine Verwandlung zu befürchten! — Desto besser sagte der Mann, und trank die fatale Arzney. Als die Frau den andern Morgen erwachte, sahe sie mit Entsetzen eine tote Käze neben ihr im Bett liegen. Sie weinte und schrie: Ach wer hätte das glauben sollen! Ach, du armer Mann, hätte ich das gewußt, du würdest den Unglücksrank nicht verschluckt haben! So muß ich dann schon für das Wenige so sehr gestraft werden! Der verdammte Kapitän, und der verfluchte Hofrath; o gewiß, mein Mann lebte noch, wenn die mich nicht verführt hätten! . . . — Erkapp! erkapp! rief eine Stimme unter dem Bett hervor; es war der Mann, der diese List ausgeführt hatte, um das zu erfahren, was ihm doch jetzt so wenig Vergnügen mache.

### Gastfreundschaft der Araber.

Es ist bekannt daß die Araber, selbst diejenigen, welche erklärete Räuber sind, die Pflichten der Gastfreundschaft, die ihre Neklos ihnen aufliegt, unverbrüchlich beobachteten.

Fol:

Folgendes Beispiel giebt einen auffallenden Beweis davon. Ein Befehl des vorigen Kaisers von Marokko nöthigte die französischen Kaufleute zu St. Croix sich nach Magador zu begeben. Der Anführer einer arabischen Räuber-horde, unterrichtet von der Annäherung dieser Karavane, und entschlossen, die gute Gelegenheit zu benutzen, legte sich mit ungefähr 400 wohlbewaffneten Leuten vor einen etgen Weg, welchen sie passieren mügten. Die Kaufleute, deren Bedeckung nur sehr gering war, wurden ohne Zweifel ein Opfer der Raubsucht dieser Araber geworden seyn, wenn nicht ein plötzlicher Regenguss sie geröthigt hätte, halt zu machen, ehe sie an die gefährliche Stelle kamen. Die Nacht überfiel sie, und sie entschlossen sich, ihren Vorsatz zu ändern, und in der Wohnung des Räubers einzufahren, mit dessen Absicht sie allerdings unbekannt waren. Sie baten bey ihrer Ankunft um seinen Schutz, und luden ihre Kameele ab. Er gestand ihnen offenherzig, daß er Willens gewesen wäre, sie aufzuhoben, und fügte hinzu: Der Prophet selbst müste ihnen den Gedanken eingegeben haben, Schutz bey ihm zu suchen, indem sie sonst auf keine Weise der Falle, die ihnen gelegt gewesen wäre, hätten entgehen können. Nun aber durften sie nicht besorgt seyn, da seine Religion ihm beföhle sie zu schützen, und daß seine Leute, statt ihnen Schaden zuzufügen, sie bis an den Ort ihrer Bestimmung begleiten sollten. Er hielt Wort; ja sogar schlug er jede Belohnung aus, welche die dankbaren Reisenden ihm oder seiner Begleitung so gerne gegeben hätten.

### Edles Verlangen und befriedigter Wunsch nach einer Bibel.

Im Herbst 1799 schliefte ein Kaiserlicher Offizier, der nicht weit von Memmingen einquartiert war, seinen Fourier in diese Stadt, der ihm verschiedene benötigte Sachen, und unter denselben auch eine Bibel kaufen sollte, denn sie waren beyde evangelischer Religion. Der Fourier durchsucht die Stadt, kam an einen Buchbindladen, und begehrte von der Frau einige Bibeln zu sehen. Nachdem er

für seinen Herrn eine ausgesucht und bezahlt hatte, fragte er die Buchbinderin: ob sie doch nicht eine alte Bibel für ihn habe? er hätte schon längst gefunden, auch eine zu bezingen. Sie brachte sogleich eine herbei, er bezahlte sie und fragte: was sie wohl dafür verlangt! — Zwölf Bayen, war die Antwort; ja, meine liebe Frau, sagte er, das ist mir zu viel, so weit kann ich nicht. Die Frau läßt endlich zwölf Bayen nach: aber anders als für zehn Bayen, will sie ihm solche nicht lassen. Traurig zieht der Mann sein Beutelehen heraus und sagt: so viel ich bin mir habe, soll sie haben. Er zählt das Geld auf, und es sind 30 Kreuzer. Die Buchbinderin will ihm dafür die Bibel nicht geben, und nimmt sie zurück. Der Soldat blickt noch einmal auf das Buch, und im Weggehen stehen ihm die Thränen in den Augen. Zum Glück hörte dies Gespräch ein Mädchen von etwa 14 Jahren, welche sogleich nach Hause eilt, und ihren Eltern den Vorfall erzählt. Diese schicken sie zur Buchbinderin zurück, um sich zu erkundigen, wo der Soldat hingegangen sey, den man denn auch bald wieder fand. Es wurde ihm nun eine sehr gut konditionirte Bibel verehrt. Ach lieber Gott, sagte der Soldat, nun seh' ich, daß es doch überall gute Menschen giebt. Sie kennen mich nicht, und seh'n mich da zum ersten male, und schenken mir eine Bibel, die ich mir schon lange gewünscht! Unter vielen Segenswünschen verließ er vergnügt das Haus.

### Meine Empfindungen auf dem Gotteracker.

Wie still und ruhig ist alles! — so leicht kann einem nicht ums Herz seyn, wenn er aus dem Getümmel der Schlacht in den Schoos des Friedens kommt, als mir, wenn ich aus dem Geräusche der Stadt, und vor den Augen feindseliger, unempfindlicher Menschen hieher stehe. — Seyd mir willkommen, ihr Thränen! grüßet, beneget das Grab meines Väters! das Grab meiner Freunde! und Verwandten! aber störet ihre Ruhe nicht! erweckt sie nicht zu einem unglücklichen Leben, in eine verhasste Welt, wo sie nicht mehr die  
Tugend.

Tugend ihres Alters, nicht mehr die Liebe, und den Frieden ihrer Zeiten finden würden! last sie ruhen, die ermüdeten Wanderer, die von der Mähsamkeit des Weges entkräftet hier im stillen Grabe schlummern! seyd Freudenhranen! nicht Thränan der Wehmuth! erfreut euch in den Früchten ihres Todes, in ihrer ungestörten Ruhe, in ihrem ewig blühenden Frieden, in dem herrlichen Siege über so viel tausend Bekümmernisse und Be schwerden dieses Lebens, in dem seligen Genuss der Freuden jenseits des Grabes! — Ach! daß mir doch der Himmel den beschwerlichsten Theil des Weges erlassen möchte, welcher mir zwischen rauhen Klippen, und schrecklichen Abgründen noch bevorsteht! wie gerne wollt' ich als ein junger Wanderer auf der Mitte des Weges meine Bürde hier ablegen, und an der Seite meiner Väter ruhen! — Aber ich muß vielleicht weiter fortwandern? mein Gott! — vielleicht noch lange unter dieser Last schmachten? — doch, wenn du mir nur Kräfte gibst, daß ich nicht unterliege! o! dann wird mir die Ruhe im Grabe noch einmal so süß seyn! — und diese thränenden Augen werden erwachen, um meine Beliebte zu finden, — mit ihnen und allen Verklärten dich ewig zu preisen! —

### Ein gutes Mittel wider die Hitze in den Augen.

Nehmt ein frisch gelegtes Hühneren, siedet es hart, und last es kalt werden. Sodann schälet das Ei, schnelder es in 4 Theile, leget es wieder zusammen, und umbindet es mit weissem Zwirn. Nehmet sodann ein kräftenes Geschirr, und füllt es mit frischem Quellwasser, last es siedendheiß werden, aber nicht sieden, und werft sodann das geschälte, geviertheilte und wieder zusammengesetzte Ei darein, schützt es 24 Stunden auf eine gelinde warme Stelle, so lange, bis sich das Wasser gelb und hell farbet, wie alter Wein. Hierauf gießt das distillirte Wasser in eine reine gläserne Flasche, setzt sie wohlvermacht in den Keller, und hebet dieses Augenwasser zum Gebrauch auf. Es hält sich viele Jahre, und wird immer besser. Wenn man nun dies Mittel no-

thig-hat, so gießt man ein wenig in eine Theetasse, taucht sodann ein reines weiges Tuchlein darein, und legt es ganz feucht oder frisch auf das hitzige oder rothe Auge. Sollte die Hitze in beiden Augen seyn, so kann man mit einem weißen Tuchlein, das in dieses Wasser getaucht ist, die Augen bloß anfrischen und es eintrocknen lassen, und so oft wiederholen, bis man Besserung verspürt. Alle, die dieses Mittel ordentlich gebrauchen, werden es gar bald hoch schätzen.

### Wie man zugleich weint und lacht.

Eine Dame saß am Bette einer innig geliebten sterbenden Tochter. Um sie herum waren ihre andern Töchter nebst dem Schwiegersohnen versammelt. Ach! rief sie in einem Anfalle des Schmerzens aus: guter Gott! gib mir nur sie wieder, und nimm dafür alle meine andern Kinder! — „Madame! auch die Schwiegersöhne?“ fragte geschwind einer derselben. Das kalte Blut mit dem er fragte, und der komische Ton, mit dem er die Worte aussprach, machten eine solche Wirkung auf die Dame, daß sie vor übersautem Gelächter hinausgehen mußte, und die ganze Gesellschaft mußte vor Lachen auch hinaus. Ja selbst die Kranke, die sich erkundigt hatte, was es war, lachte viel herzlicher, als die andern.

### Der Geigenkasten.

Ein in dortiger Gegend sehr wohl bekannter Geiger aus W. geriet eines Tages mit seiner Frau in Streit; beyde berrugen sich mit gehöriger Hitze: Die Frau war überzeugt, daß sie Recht hatte, und der Mann stellte sich vor, gleichfalls Recht zu haben. Was war zu thun? Der Bank wurde äußerst heftig, und endlich stieg bey beyden die Bath so hoch, daß sie schwören, künftig nicht mehr in einem Bette beysammen zu schlafen. Dies war so unüberlegt, als etwas seyn konnte, da sie im ganzen Hause nur ein Bett hatten: um es also aufzuführen zu können, beschloß man, daß der Geigenkasten zwischen beyden gelegt werden sollte; und so hielten sie es drei Wochen aus. Ihr Zorn hörte endlich auf, jeder Theil beweinte.

reueite seinen Entschluß, die Liebe lehrte wieder; sie wünschen beyde den Geigenkasten weg, und keins hatte doch das Herz den Vorschlag zu thun. Einmal in der Nacht kommt dem schmollenden Ehemann das Niesen an; die schmollende Ehefrau nutzt die Gelegenheit, und ruft ihm ein freundliches Gotthelf! zu. Frau, sagt der Mann, geht dir das von Herzen? Ja, antwortete sie, recht von Herzen! Wenn das ist, erwiederte der Mann, so wollen wir den Geigenkasten wieder wegnehmen, und dies ward den Augenblick bewerkstelligt.

### Der edle Kosake.

Im Feldzug von 1799 überfielen die Kosaken ein Dorf im Mayländischen. Sie zerstreuten sich in die von den furchtsamen Einwohnern verlassenen u. offenshenden Häuser. Einer derselben findet aber doch eine Wochnerinn mit ihrem Kinde, die nicht die Kräfte zu entziehen gehabt. Ihr Mann hatte sich in irgend einen Winkel des Hauses verborgen. Die Wochnerinn erschrickt bey dem ersten Anblick des härtigen bewaffneten Kriegers. Mit Todtenblässe bittet sie gehetlich den näher herbeikommenden um ihr und ihres Säuglings Leben. Ohne ihre Worte zu verstehen oder vielleicht darauf zu hören, erblickt der Kosake das schlafende Kind. Mit unverwandten Blicken sieht er solches eine Weile an. Endlich streckt er seine Arme darnach aus. Dies bringt die Mutter fast in Verzweiflung. Sie sammelt alle ihre Kräfte, sucht ihren Sohn den Händen des Feindes zu entziehen, und erhebt ein lautes Klagegeschrei. Ihr Gewinsel bringt den Vater aus seinem verborgenen Winkel hervor. Mit Tränen und Händeringen sieht er den Kosaken um Erbarmen an. Dieser, der das Kind in seiner Gewalt hat, sieht es wieder an, aber mit den gütigsten menschenfreundlichen Blitze — drückt es zärtlich an sein Gesicht, streichelt es, küßt es mit Innbruast, spricht damit auf und ab und singt derselben ein Ukrainisches Liedchen. Noch immer weinen des Kindes Vater und Mutter, aber nun nicht mehr vor Schrecken. Beyde geben dem Kosacken ihren Dank für seine unerwartete Freundlichkeit.

felt zu erkennen, welcher dagegen mit sanfter Stimme in unverständlicher Sprache vieles, wahrscheinlich zu ihrer Beruhigung sagt. Endlich legt er das Kind wieder aufs Beine. Er geht jedoch etliche mal nach demselben hin um es zu küssen. Endlich zieht er etliche Kugel aus seinem Beutel, übergiebt diese dem Vater, und bittet ihn durch Zeichen, dafür sich und seiner erschrockenen Frau etwas zu Gute zu thun. Zuletzt reicht er beiden Eltern seine Hand, segnet das Kind nach der Gewohnheit seiner Kirche, und entfernt sich, mit einer ruhigen und freundlichen Mine.

### Wichtiges Brunnengespräch und französische Galanterie.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Ich habe aus meiner Wohnung die Aussicht auf einen ziemlich stark besuchten Brunnen; diese Aussicht hat mir schon manche angenehme Unterhaltung verschafft, und auch zu vielen lustigen Bemerkungen Stoff gegeben. Wenn ich denn die stattlichen Dirnen oft so zu haben Stunden, zuweilen gar mit dem vollen Wasserüber auf dem Kopf, da stehen, und so traulich schnattern sehe, so habe ich mein größtes Vergnügen daran, nur bedauerte ich oft, daß man nicht schon lange die allgemein nützliche und wohltätige Anstalt getroffen hatte, die Brunnen ringsumher mit Ruhebänken zu versehen, damit sich die guten Kinder bey ihren wichtigen Unterhandlungen nicht so sehr ermüdeten, sondern sehr ordentlich dazu sitzen könnten. Es ist sich wahrlich zu verwundern, daß bey diesen aufgeklärten Zeiten noch kein Entwurf zu dieser wohltätigen Anstalt in Erwägung gezogen wurde.

Noch nie äußerte sich mein Wunsch lebhafter als gestern. Ein glücklicher Zufall

Höflichkeit einiger französischen Grenadiere.



gräber gebrach es an Kräften, sich von dem Steine zu entfernen, auf den er sich stützte. So sehr hatte der Schrecken auf diese Leute gewirkt. Indessen kam des Kirchendieners Hund herzogelaufen, und bellte. Der Todtengräber erholte sich, und lief, was er könnte, nach dem Schlosse, die Sache dem Sohne des verstorbenen Herrn zu melden. Das Wollen des Hundes war nicht unnuß; der Kirchdiener erwachte dadurch aus seiner Betäubung, und rief Leute herbei. Der Todtengräber kam ganz verstöhrt und außer Atem auf dem Schlosse an. Stotternd und mit fummelnder Zunge brachte er kaum die Worte hervor: „Ach, die selige gnädige Frau im Gewölbe! — Gott erbarme sich!“ Der Verwalter, der keine Gespenster glaubte, schalt den zitternden Mann ein Kind. „Nein, Herr, sagte dieser, leibhaftig sah ich unsere liebe gnädige Frau im Gewölbe, auf ihrem Sarge sitzt sie, schrecklich anzusehen.“ Noch hatte der Todtengräber nicht geendet, und schon waren mehrere Leute aus dem Dorfe da, dem Verwalter von dieser außerordentlichen Begebenheit die Nachricht zu geben. Der Verwalter eilte nach der Familiengruft, und fand mit grosser Betrübnis, daß es wirklich der todte Leichnam der vor einem halben Jahre während ihrer Schwangerschaft plötzlich verstorbenen Gutsbesitzerin war. Eigentlich war diese Unglückliche nicht gestorben; nur eine starke Ohnmacht, — denn es giebt Beispiele, daß dergleichen Ohnmachten drey, vier, ja noch mehrere Tage anhalten können, — gab ihr das Aussehen des Todes. Im Gewölbe kam sie wieder zu Sinnen, aber keine Rettung war für sie

möglich. In Angst und Verzweiflung hatte sie sich das Gesicht und die Arme zerfleischt, und durch starke Bewegung ihre Niederkunft befördert. Weil der Sarg, auf den sie sich gesetzt hatte, eben in einer Ecke stand, so war ihre Leiche im Tode nicht umgefallen, und sah desto furchterlicher aus. Rettet konnte man sie auf keinen Fall; denn die Kirche, wortin sich dieses Gewölbe befand, war nur eine Kapelle, die ganz abseits lag, und nur des Fahrs einmal geöffnet wurde. Sie möchte also schreien und klopfen, wie sie wollte, so konnte sie doch kein menschliches Ohr hören, ihr kleine menschliche Hand Hülfe anbieten. Entsetzlicher Zufall! In einem engen mit verdorbner Lust angefüllten Gewölbe, dem Hunger Preis gegeben, dahin schmachten, gebären, und mit diesem Gebären langsam sterben müssen — ha, wo finde ich Worte, diesen unaussprechlich schmerzhaften Zustand zu beschreiben. . . .

---

Beschreibung des Uebergangs der französischen Armee über die schweizerischen Gebirge nach Italien, im May 1800, unter dem Befehl des ersten Consuls Bonaparte.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der Uebergang einer Armee über unsere hohen Gebirge, mit Kanonen und allen Gerätshäften, die zur heutigen Art, Krieg zu führen nöthig sind, ist so außerordentlich, daß wir geglaubt haben, eine etwas ausführlichere Nachricht darüber, als man sie in den Zeitungen gelesen hat,

Vorstellung des gefahrhaften Uebergangs der Franzosen über den Simplon im Canton Wallis, im Monat Mai 1800.



Hat' werde unsren Resern nicht unangenehm seyn, um so mehr, da unser Land bey diesem Ereignis in mehr als einer Hinsicht interessirt war.

In der Mitte des Monats May langte die grösste Abtheilung der nach Italien bestimmten französischen Reserve-Armee, ungefehr 5600 Mann stark, sowohl Cavallerie, Infanterie als Artillerie, welche Bonaparte selbst kommandirte, im Wallis an; 6000 Bayern wurden nun mit Verbesserung der Wege, und Verführung der Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse beschäftigt. Der Weg über den St. Bernhard ist mehrere Stunden lang nur 8 Zoll breit, über steile Felsen errichtet, grosse Schneelauinen drohten wegen der damaligen Frühlingswärme sich loszureissen, und alles zu bedecken; man musste neben Abgründen vorhen, wo ein einziger unglücklicher Tritt unfehlbar den Tod mit sich brachte. Um die Kanonen desto geschwinder hinüber zu bringen, versprach Bonaparte 1000 Fr. für jedes Stück: Bauern und Soldaten wetteiferten in diesem so mühsamen als gefährlichen Geschäfte, und in einigen Tagen hatte die ganze Colonne mit Bagage und Artillerie den Berg passiert. Die Kanonen wurden mit unendlicher Mühe theils gezogen, theils auf gabelförmigen Bäumen durch 50 bis 60 Mann geschleift.

Gen. Benthencourt, welcher mit 1000 Mann den Simplon übersteigen musste, hatte wegen dem bessern Wege nicht so viele Schwierigkeiten, allein ein anderes Hinderniss stellte sich ihm entgegen: die Truppen langten bey einem Passe an, wo der Weg über Hölzer gieng, die mit einem Ende in Löcher gelegt waren, die man in den Felsen gehauen hatte, mit dem andern

Ende aber auf einem Querholz lagen; diese Art von Brücke nun ward durch ein von einer erkannlichen Höhe herabfallents Felsensstück zertrümmert, und in einen darunter liegenden Schlund geworfen, in dessen Tiefe ein wilder Waldstrom mit grossem Getöse sein schwarzes Wasser dahinrollt. Der General hatte Befehl, seinen Marsch durch keine Hindernisse aufzuhalten zu lassen, und von der Brücke war nichts mehr vorhanden, als die in den Felsen gehauenen Löcher, in welchen die Hölzer gelegen hatten; einer der herhaftesten Soldaten entschloß sich daher zu folgendem Mittel: Er setzte seine Füsse in die zwey ersten dieser Löcher, spannte ein Seil in der Höhe eines Mannes, kletterte mit Mühe und Lebensgefahr von einem Loch ins andere, und befestigte das Seil auch am andern Ende des Abgrunds, so, daß man sich nun mit den Händen daran halten, und mit den Füßen in die Löcher treten konnte. General Benthencourt war nun nach diesem herhaftesten Soldaten der Erste, der hinüber gieng; und auf diese Weise passierten 1000 Franzosen mit Waffen und Gepäcke diesen ungefähr 10 Kloster breiten Abgrund. Bey diesem Corps waren auch einige Compagnien Schweizertruppen.

Eine dritte Colonne, unter General Moncey, 20000 Mann stark, gieng über den Gotthard. Zu diesem Uebergang, welcher auch sehr beschwerlich und langwierig war, kamen nur allein aus dem Kanton Bern 560 Pferde, um als Saumpferde gebraucht zu werden, und im Kanton Uri wurden alle Pferde, Maultiere u. s. w. in Requisition gesetzt, um den Transport der Munition und Lebensmittel zu beschleunigen. Ueber den Mont-

Mont-Genf zogen, unter Gen. Thüreau, 10000 Mann.

Durch diese kühnen Unternehmungen, verbunden mit andern geschickten Operationen, geleitet durch das grosse Genie Bonaparte's, und ausgeführt durch Keuthnisse, Beharrlichkeit und Tapferkeit, gelang es den Franken, eine starke Diversjon zu machen, die erstaunten Ostreicher irre zu führen, zu trennen und zu schlagen, und so das endliche Schicksal Italiens zu entscheiden, und den Frieden zu beschleunigen.

#### Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse im Jahr 1800.

Zürich war kaum von den Franzosen genommen, und die Russen und Kaiserlichen bis gegen Schaffhausen und Konstanz getrieben, als plötzlich Suvarow mit 25000 Mann aus Italien über den Gotthard ammarschierte, und die Franzosen bei Glarus, Wallis und dortiger Gegend angriff; er mußte sich aber nach verschiedenen sehr blutigen Gefechten, mit vielem Verlust und in grosser Unordnung gegen Blüthen zurückziehen, in dessen hatte doch diese Diversjon die Franzosen aufgehalten, ihre Siege weiter zu verfolgen, so daß man sich nur mit der Räumung der Schweiz von dieser Seite begnügte. Die Hoffnung einiger Ruhe und Erleichterung wurde aber durch die gezwungenen Darlehn, die Massena den Städten Basel, Zürich, St. Gallen u. s. w. auflegte, (gegen welche das helvetische Direktorium kräftige Vorstellungen machte, die aber mit Hohn und Spott beantwortet wurden) und durch die fast unerschwinglichen Requisitionen an die fran-

zösische Armee sehr verblüfft; fast die ganze östliche Schweiz war ausgeplündert, ausgesogen und verheert; allein nun zeigte sich die den Schweizern angeborne Wohlthätigkeit in ihrem vollen Glanze: von allen Orten her wurden in die verheerten Cantone, Kleider, Lebensmittel, Geld u. dergl. geschickt, auch aus Neuenburg, Biel, Mühlhausen, sogar aus London, Berlin, Copenhagen, Hamburg, kamen ansehnliche Geldsummen; ganze Ladungen mit Kindern wurden in den Cantonen Solothurn, Luzern, Berz., Freyburg und Leman untergebracht und versorgt, und dadurch die unglücklichen Gegenden erleichtert.

Im September 1799 hatten die Engländer und Russen unter dem Oberkommando des Herzogs von York, eine Landung in Nordholland vorgenommen, und gleich Anfangs sehr grosse Vorteile erhalten; sie bemächtigten sich der ganzen holländischen Flotte, welche über 30 Millionen Gulden geschächt ward, mit aller Besatzung, rückten bis Bergheim vor, und bedrohten sogar Amsterdam. Allein durch geschickte Bewegungen des Gen. Brûne, der die französisch-holländische Armee kommandirte, und als Folge verschiededer durch denselben gewonner Schlachten, wurden die Engländer und Russen genötigt, mit den Franzosen eine Uebereinkunft zu treffen. Außer der Räumung von Holland war eine Bedingung in der Capitulation, durch welche die Engländer sich verpflichteten, 8000 Franzosen und Holländer, welche vor dem Einfall in englische Gefangenschaft gerathen waren, ohne Austauschung wiederzugeben.

In Deutschland hatte Lecourbe den Oberbefehl über die Rheinarmee übernom-

uommen; die Kaiserl. verließen Mannheim, und die Franzosen besetzten diese Stadt, auch Schweißingen und Heidelberg. Philippsburg ward von neuem von Ihnen belagert; sie bemächtigten sich auch aller feindlichen Stellungen längst dem Neckar und der Salzach. Den 2ten November 1799 fiel zwischen dem General Ney und dem Prinz Hohenlohe bey Laufen eine Schlacht vor, wo die Franzosen 2000 Mann und viele Kanonen verloren. Lecourbe zog sich nun nach Mannheim zurück. Den 8. gleichen Monats verlor er bey Bruchsal wieder ein Gefecht, und mußte die Belagerung von Philippsburg aufheben, blöckirte es aber bald wieder von neuem. Anfangs Dezember fiel abermals eine Schlacht zwischen Lecourbe und Staray vor, welche den ersten nachigte, sich zum zweytenmal nach Mannheim zurückzuziehen. Es ward nun ein Waffenstillstand von 18 Tagen zwischen diesen beiden Heerführern geschlossen, Kraft demselben sollten sich die Franzosen über den Rhein zurückziehen, und nur den Brückenkopf bey Neckerau, und Mannheim besetzen halten. Der Erzherzog Carl genehmigte aber diese Convention nicht, und trieb die Franzosen, die eben in schwacher Anzahl waren, auf das linke Rheinufer zurück. Lecourbe übergab nun das Commando dem General Baraguay-d'Hilliers, und übernahm ein Commando in der Schweiz unter General Moreau der an Massena's Platz gekommen war, welcher Letztere den Oberbefehl über die italiänische Armee erhielt.

In Italien rückte Championet mächtig vor, nahm das ganze genueſische Küstengebiet weg, eroberte in einem Laufe Pignerol, Aſlette, und Susa, und be-

A

drohte Turin, wurde aber wieder in seine alte Stellung zurückgetrieben; Tortona, bald hernach Rom und Civita-Bechia, die in fränkischen Händen waren, kapitulirten. Am 4ten November verlor Championet eine Schlacht gegen Melas, die 13 Stunden dauerte, und in welcher die Franzosen bei 3000 Mann an Toten und Verwundeten, und eben soviel an Gefangenen verloren. Er überließ nun die Festung Coni sich selbst, und zog sich gegen Col di Tenda zurück; Ancona ergab sich nach einem langen und tapfern Widerstand; Col di Tenda ward vom kaiserlichen General Ott weggenommen. Championet verlegte nun sein Hauptquartier nach Nizza, und erwartete seinen Nachfolger Massena, starb aber vor dessen Ankunft an einer pestartigen Seuche. Durch die erlittenen Unfälle in der Schweiz, die man nun den Kaiserl. beymäß, und die bei der Einnahme von Ancona den Russen angethanen Beschimpfung, indem man die russischen Fahnen von den Thürmen nahm, und kaiserliche aufspannte, wurde nun Paul I. so erbittert, daß er allen seinen Truppen Befehl gab, sich von den Oestrelchern zu trennen, und heimzukehren, welcher Rückzug auch wirklich in den ersten Monaten von 1800 erfolgte.

Inzwischen war Bonaparte, nach einer Ueberfahrt von 45 Tagen aus Aegypten unvermutet mit einigen Generälen und Gelehrten in Toulon angelangt, nachdem er vorher das Commando der ägyptischen Armee dem Gen. Kleber überlassen hatte. Die Schlechtdenkenden fürchteten seine Ankunft, aber der größte Theil von Frankreich frohlockte darüber, denn es stand möglich um die Republik; die Jakobiner hatten die Oberhand, und herrschten nach Gut-

Gutdünken. Neubel, Merlin, Rapinat und Consorten, ungeacht ihre Verbrechen erwiesen waren, und ihre Bestrafung laut gefordert wurde, lebten frey und ungefördert von den Früchten ihrer Schelme-reyen; die Regierung war ohne Credit, die Armeen ohne Sold und Unterhalt, in einem armeligen Zustand, und für alles auf die Länder die sie besetzten angewiesen; die Chouans, die nie ganz unterdrückt waren, wurden furchterlicher als nie, und erstreckten sich endlich bis auf 10 Stunden von Paris; man spürte in dieser Stadt außerordentliche Bewegungen. Bonaparte hatte mit den ausgelärtesten Gliedern bey der Räthe, mit seinen Generälen und andern Vaterlandsfreunden eine Aenderung verabredet, welche den 8ten und 9ten Wintermonat 1799 ausgeführt wurde. Die Räthe wurden nach St. Cloud verlegt, und hernach aufgelöst. Die Directoren dankten ab; Bonaparte war in Gefahr, im Rath der 300 ermordet zu werden, wenn nicht ein Grenadier den Stich aufgehalten hätte. An Platz des Directoriuns kam nun ein Consulat, aus Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos bestehend, und aus beyden Räthen wurden 2 Commissionen, jede von 25 Gliedern erwählt, welchen, außer den laufenden Geschäften, aufgetragen wurde, an der Verbesserung der Constitution zu arbeiten, und ein bürgerliches Gesetzbuch zu entwerfen.

Die neue Regierung zeichnete sich gleich durch Mäßigung, Festigkeit, Klugheit und weise Verwaltung sehr vortheilhaft vor den vorligen aus; sie erklärte offen, daß sich Frankreich nicht mehr in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen werde, daß das Revolutioniren anderer

Völker aufhören solle; sie suchte alle Parteien zu vereinigen, und trug Österreich sowohl als England den Füleden an; mit den Chouans ward ein Waffenstillstand geschlossen, und dieselben eingeladen, Abgeordnete nach Paris zu schicken, um wo möglich sich zu vergleichen. England verwarf trohlig alle Anträge, und auch mit dem Kaiser konnte keine Uebereinkunft getroffen werden.— Die gegenwärtige, Frankreich angemessene Verfaßung wurde entworfen, und von der Nation mit großer Mehrheit angenommen.

Auch in der Schweiz fühlte man die Nothwendigkeit einer Aenderung. Die Unfähigkeit der Mehrheit des helvetischen Directoriuns und seine revolutionären Maßregeln verursachten Hass und Verachtung gegen die Regierung, und brachten überall Unruhen hervor, die wieder mit Gewalt gedämpft werden mußten; die Finanzen waren völlig zerrüttet, und es war im Directoriun von Laharpe der Antrag gemacht worden, die Gutgesinnsten aus den Räthen abzusezzen, und zwey Commissionen, aus den revolutionären Gliedern derselben an die Stelle der Räthe zu thun, welches aber durch die Klugheit und Rechtschaffenheit des General-Sekretärs Mousson und der Directoren Dolder und Savary bereitelt wurde. Ends Christmonats 1799 ward daher, zwar mit vieler Schwierigkeit, eine Commission von 10 Gliedern, aus beyden Räthen bestehend erwählt, um Mittel ausfindig zu machen, wie das Vaterland zu retten sey. Am 7ten Jenner wurde auf Antrag dieser Commission beschlossen, das Vollziehungs-Directoriun abzusezzen; es wurde ein Vollziehungs-Ausschuf von sieben

sieben verdienstvollen Männern an dessen Platz erwählt, welcher mit Klugheit und Mäßigung regierte, und die Schweiz von ihrem Untergang rettete.

Den 23. März 1800 wurde der Cardinal Charamonte in Benedict zum Pabst erwählt, und nahm den Namen Pius VII. an. In Neapel wurde schrecklich gegen alle verfahren, von welchen man mutmaßte, daß sie republikanische Gesinnungen hegten, so, daß selbst die engl. Generale und Offiziers ihren Abschluß darüber bezeugten.

Schulich hatte man gehofft, daß endlich einmal der Friede geschlossen, und Ruhe und Glückseligkeit den so lang dauernden Jammer ersehen werde. Allein man irrte sich. In Italien sollte Kaiserlicher Seits unter dem Obergeneral Melas der Hauptschlag geschehen, und mit dem Angriff von Genua der Anfang gemacht werden. Massena hatte sein Hauptquartier von Nizza dahin verlegt; man schlug sich mit abwesendem Glücke, doch war dasselbe im Ganzen den Kaiserlichen günstiger, so, daß Massena mit etwa 8000 Dienstfähigen und 18000 Kranken oder Verwundeten, von Sachet, der 10,000 Mann bei sich hatte, abgeschnitten wurde, sich in und um Genua festsetzte, und durch beständige Ansfälle u. kluge Anstalten die Kaiserlichen aufhielt; da nun die Stadt von der Seeseite durch die englische und neapolitanische Flotte enge eingeschlossen war, und man von der Landseite wegen der österreichischen Armee fast nichts einbringen konnte, so äußerte sich bald eine entsetzliche Hungersnoth. Eine Colonne Österreichischer bemächtigte sich auch der Stadt Nizza, mußte aber bald wieder abziehen. Melas ließ die

Generäle Ott und Hohenzollern mit 50 Batallions vor Genua, und rückte mit den übrigen Truppen gegen Sachet, um sowohl diesem, als der Reserve-Armee, die unter Bonaparte und Berthier schnell über die schweizerischen Gebirge herbeigeeilt, die Spitze zu bieten. Ehe aber nur einigermaßen an eine verhältnismäßige Gegenwehr zu gedenken war, hatte Bonaparte schon die festen Schlösser Varallo und Susa im Piemont eingenommen, und war nach verschiedenen gewonnenen Treffen und Schlachten den 20sten May in Mayland eingrückt. In Genua stiegen Hunger und pestartige Krankheiten zu einer solchen furchterlichen Höhe, daß Massena seiner so tapfern Gegnerwehr ungeacht am 2ten Junii endlich eine Kapitulation mit dem Kaiserl. General Graf Hohenzollern abschloß, Kraft welcher die Franzosen bis an ihre Vorposten begleitet werden sollten, hernach aber von neuem weder dienen konnten. Er vereinigte sich nun nebst Sachet, mit Bonaparte. Den 14ten Junii fiel zu Marengo, zwischen Alexandria und Tortona eine Schlacht vor, die endlich das Schicksal Italiens für diesen Feldzug entschied. Die Kaiserlichen verloren 8000 Gefangene, 6000 Todte und Verwundete, 40 Kanonen und 15 Fahnen. Melas bot nun einen Waffenstillstand an, welcher angenommen wurde, und in welchem festgesetzt ward, daß die Kaiserlichen die Länder zwischen dem Mincio und Po, nebst der Festung Ferrara, dem Toscanischen und Ancona inne haben, die Franzosen aber das Land zwischen der Chiusa, dem Oglio und dem Po-Fluß, nebst den Festungen Alexandria, Tortona, Mayland, Turin, Pizzighetone, Arona, Biag-

genza, Coni, Ceva, Savona, Urbino, und die Stadt Genua besetzen sollten. Das schwere Geschütz in den verschiedenen Plätzen wurde so vertheilt, daß die Österreicher alle Kanonen von ihrem Kaliber, die Franzosen aber alle übrigen behalten sollten; im Fall der Friede nicht geschlossen werde, solle der Waffenstillstand 12 Tage vorher aufgekündigt werden. Diese Convention wurde vom Kaiser bestätigt, und in Ausübung gesetzt. In Genua, Mailand und Turin wurden nun provisorische Regierungen unter dem Vorßitz eines französischen Gesandten niedergesetzt. — Bonaparte gieng nun nach Paris zurück.

In Deutschland hatte Erzherzog Karl die östreichische Armee verlassen, und das Commando wurde dem Gen. Kray übergeben. Am 3ten April bekam er Befehl, den Feldzug unverzüglich zu eröffnen. — Allein Ends Aprils giengen die Franzosen unter Moreau bey Straßburg, Basel, Waldshut und Stein über den Rhein. Die Kaiserlichen zogen sich unter beständigem Fechten überall zurück. Am 1sten May waren die Franzosen in Schaffhausen. In der Gegend von Stockach und Engen haiten sich die Kaiserlichen konzentriert. Nun gab es eine Schlacht über die andere, die immer zum Vortheil der Franzosen ausfielen. Ulm war von den Kaiserlichen außerordentlich befestigt, die Franzosen fanden nicht ratsam es geradzu anzugreifen; sie wendeten sich daher rechts, und nahmen nach verschiedenen Tressen München und Augsburg weg; bey Neuburg schlug Lecourbe, nach dreymaligem fruchtlosen Angriff, die Kaiserlichen abermals; wendete sich nun gegen das Throl, und nahm Feldkirch weg.

Auch zwischen Kray und Moreau ward hierauf ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Die Friedens-Unterhandlungen wurden nun stark betrieben, die Präliminarien wurden zu Paris zwischen Bonaparte und dem kaiserlichen General St. Julien unterzeichnet, und nach Wien geschickt, um die Genehmigung des Kaisers zu erhalten, welcher dieselben aber nicht anders als mit vielen Aenderungen annehmen wollte. So daß jetzt leider zu befürchten ist, daß Blutvergessen werde wieder seinen Anfang nehmen.

In der Schweiz athmete man wegen der Entfernung der französischen Armee ein wenig leichter. Allein die Ungewissheit unseres Schicksals, und die Uneinigkeit und Unfähigkeit der Mehrheit unserer Gesetzgebung schlug alle Hoffnungen darunter. Schon mehrere male war von der Vollziehung sowohl als von einigen Repräsentanten auf die Vertagung der Räthe angetragen worden, aber immer umsonst. Endlich mußte mit Ernst durchgegriffen werden. Den 7ten August wurde die Bürgerwache von Bern in stärkerer Anzahl als gewöhnlich aufgeboten, und beim Zeughaus versammelt. Der Vollziehungs-Ausschuß überschickte dem grossen Rath eine Botschaft, in welcher unsere Lage geschildert, und die dringendsten Beweggründe angebracht waren, um die Räthe zu ihrer freiwilligen Auflösung zu bewegen, und ihre Geschäfte einer weniger zahlreichen Auswahl anzuvertrauen. Zu dem Ende wurde folgendes Gesetz vorgeschlagen:

1. Die gehobenden Räthe sind von nun an vertagt.
2. An ihre Stelle wird ein gehobener Rath treten, der aus 43 Mitgliedern bestehen soll.

- vard 3. Zu dem Ende wird der Vollziehungs-  
Ausschuss sogleich nach dem Empfan-  
ge dieses Dekrets 35 Mitglieder aus  
der bisherigen Gesetzgebung wählen.  
4. Unmittelbar nach ihrer Zusammen-  
berufung wird er seine Gewalt nie-  
derlegen und die bisherigen Mitglie-  
der desselben werden in den gesetzge-  
benden Rath eintreten.  
5. Der auf diese Weise constituirte ge-  
setzgebende Rath wird noch acht Mit-  
glieder, die aus der ganzen Nation  
genommen werden sollen, zu sich er-  
nennen, und die allfällig durch Di-  
mission ledig werdenden Stellen wie-  
der besetzen.  
6. Hierauf wird er die Erwählung ei-  
nes neuen Vollziehungsraths, der  
aus sieben Mitgliedern bestehen und  
aus seiner eigenen Mitte gewählt  
werden soll, vornehmen.

Nach einigem Widerspruche ward  
dieser Vorschlag angenommen, und an  
den Senat gesandt; hier gleng es hizl-  
ger zu, es fielen sogar Scheltworte, und  
mit 24 gegen 20 Stimmen ward erkennt:  
dass eine Commission den Vorschlag un-  
tersuchen, und den folgenden Tag Be-  
richt erstatten solle. Allein um 5 Uhr  
wurde der Senat durch eine Botschaft  
der Vollziehung noch einmal versammelt,  
und bis um 6 Uhr bestimmte Antwort  
begehrt. Nun gleng es noch unordentli-  
cher zu, so dass die B. Usteri und Lüthard  
des Saal verlassen, und erklärt: sie  
sehen sich nicht mehr als Senatoren an.  
Die Mehrheit der Uebriggebliebenen  
schritt nun über die zweyte Botschaft  
zur Tagesordnung. Denselben Abend  
noch gaben viele Glieder schriftlich ihre  
Stellen auf. Den andern Morgen um

8 Uhr versammelte sich die kleine An-  
zahl der Widerspenstigen noch einmal;  
allein als sie sahen das sie nichts ausrich-  
teten, giengen sie auseinander. Der  
Vollziehungs-Ausschuss erwählte nun 35  
Glieder in den neuen gesetzgebenden  
Rath.

Diese versammelten sich um 11 Uhr,  
und erwählten hernach die Bürger Füegli  
von Zürich, Schueler, gewesener Land-  
ammann von Schwyz, Schmid, Reg.  
Statthalter von Basel, Rüttimann,  
Reg. Statthalter von Luzern, Wyttens-  
bach von Bern, Herrenschwand von  
Murten, Lang von Wallis, und Sacki  
von Bellinz zu neuen Gliedern. Der  
Vollziehungs-Ausschuss legte nun seine  
Gewalt ab, und nahm seinen Platz in  
der Gesetzgebung ein, und die Bürger  
Frisching, Dolder, Glaire, Savary,  
Zimmermann, Schmid und Rüttimann  
wurden in den neuen Vollziehungsrath  
gewählt.

Diese Regierung soll nun bis zum Früh-  
den bestehen, und eine vernünftige, der  
Schweiz anpassende Verfassung entwer-  
fen, welche, wenn sie vom Volk ange-  
nommen wird, alsdann nach dem Frieden  
in Ausübung gesetzt werden soll. —  
Gott gebe, dass dieser bald erfolgen möge  
damit einmal dem Jammer und Elend  
ein Ende gemacht werde; ohnehin haben  
wir wegen der so strenge angehaltenen  
Dürre nicht das beste Jahr gehabt. Auch  
sind leider sehr viele Feuersbrünste ge-  
wesen, welche aber mehr der außeror-  
dentlichen Hitze und Trockenheit, und  
der Unvorsichtigkeit, als aber der Vog-  
heit zuzuschreiben sind.

In der Nacht vom 27. auf den 28sten  
Februar ist das schöne Dorf Oesch im  
Wet.

oelschen Oberland, mit Ausnahme von 4 schlechten Häusern und dem Pfarrhaus ganz abgebrannt. Weil das Feuer um 1 Uhr nach Mitternacht ausbrach, so war fast nichts zu retten. Die durch Ihre Gethäufigkeit bekannten Bewohner dieses Orts sind um so mehr zu bedauern, da sich vor etwa 60 Jahren ein ähnlicher Zufall dasselbst zutrug. Fast um die nämliche Zeit verbrannte auch ein Theil des Dorfes Gerzensee. Am 16ten Augst. Abends, verbrannte zu Urbis bey Burgdorf ein grosses Bauernhaus, und vieles Vieh, das Feuer brach in einem Henstock, welcher sich entzündete, aus. In der gleichen Nacht gleng auch im Uhistorf Feuer auf, und verzehrte 15 Firschen, auch ist vieles Vieh dabey verbrannt. — Am Abend nachher war zu Wilden, Canton Leman, ein ziemlich starker Brand. Den 20sten war im Dorfe Vionnaz, Canton Wallis, eine entsetzliche Brust. Das Feuer brach unten im Dorfe in einer Scheune aus; in einer Viertelstunde war die einzeln stehende Kirche im Brand, und in nicht vollen 2 Stunden war das ganze Dorf von 65 Häusern und 61 Scheunen in der Asche; ein 80jähriger Greis und 3 Weiber sind im Feuer umgekommen, und eine Frau wird vermisst; 15 Pferde und Kühe, und eine Menge Schweine, desgleichen. Der ganze Feldraub, alles Hausgeräthe, Instrumente, Geld, Schriften, Kleider, kurz alles ist im Feuer aufgegangen. Die brennen-

den Kohlen kogen 2 Stunden weit über einen Hügel nach Monthey. Am 21ten gleichen Monats, Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, gleg in Ullisbrunnen bey Münsigen in einem hintern Stalle Feuer auf; ungeacht 25 Feuersprühen und eine Menge Leute da waren, verbrannte das Haus mit dem nahm hasten Sonnenraub. Am 2ten Herbstromat brach in dem Dorfe Ipsach bey Nidau, Feuer aus, und verzehrte in kurzer Zeit 13 Häuser Kreuz, fast in allen Cantonen ereigneten sich mehr oder weniger starke Feuersbrünste. Auf einer Anhöhe bey dem Flecken Schwyz brannte ein Wald, der Heggenberg genannt, vier Tage lang; es waren 4000 Mann zum Löschend da, man musste ihn aber brennen lassen. Ein Wald oberhalb Bex, ein Forst im Wallis, Aeten gegenüber, ein Torsmoos bey Knutwyl, Canton Luzern, und eines bey Schwarzenegg, unweit Steffisburg, gerlethen auch in Brand. Andrer Wald- und Erdbrände im Wallis, Waadtland, Oberland und Waldstätten nicht zu gedenken. — Auch aus Frankreich, England, Deutschland und Ufern sind gleich traurige Berichte gekommen. Im Schwarzwald sind über 18000 Fucharten verbrannt. Im Binerwald, auch in Schwaben, waren 2 Feuersbrünste, die aber bald gelöscht wurden. Im Hagenauer-Forst, im Elsaß, sind bei 800 Fucharten, und im Sulzer-Forst bey 50 Fucharten Waldung verbrannt.

---

Da von dem Vollziehungs-Rath, der Gemeinde Kolliken im Canton Aargau, bewilligt worden, jährlich zwey Viehmärkte halten zu können, so dienet hiermit zur Nachricht, daß der erste jeweilen den dritten Donstag im März, und der zweyte den zweyten Donstag im Herbstromat abgehalten werden wird.